

Über Sprache überhaupt

Inhalt

Sprache

Sprache und Intentionalität

>Sprache<, >die Sprache< >eine Sprache<

Weisen des Begreifens – Arten von Begriffen

Theorie der Sprache?

Über Sinn

On the genesis of linguistic basic structure

Über Modi der Sprachverwendung

Über Mitteilung

Aus: Nein sagen und nach Frieden suchen

Vorwort

Dies Buch ist zunächst eine Zusammenstellung der Texte, die ich seit 2005 über >Sprache< geschrieben habe.

Der Titel >Über Sprache überhaupt< ist die Entlehnung der ersten Hälfte des Titels eines Aufsatzes von Walter Benjamin. Dessen zweite Hälfte lautet: >und über die Sprache des Menschen<. Es handelt sich dabei um eine metaphysische Theorie (vgl. 13) im Rahmen einer Theologie des Wortes Gottes und der Schöpfung durch das Wort. Der Text endet tatsächlich mit einer Exegese der biblischen Genesis. Benjamin nennt „jede Mitteilung geistiger Inhalte ...Sprache“ (9) und konstruiert die Sprache des Menschen als Übersetzung der Sprache der Dinge in Antwort auf das göttliche Schöpfungswort, das sie geschaffen hat und den Menschen mit ihrer Benennung beauftragt hat. Der Name sei „das innerste Wesen des Sprache“ (13).

Analytisch und rational betrachtet, ist an dieser Konstruktion nichts dran, was die empirische Sprache erhellen könnte. Ihr Funktionieren über den Gebrauch von Sätzen, nicht nur Namen, bleibt unverstanden und ihr Begriff ungeklärt. Ich werde in einem der folgenden Texte den Theorieanspruch dieser Metaphysik der Sprache kritisch diskutieren.

In den hier versammelten Texten geht es aber insofern auch um >Sprache überhaupt<, als sie in vielfachen Hinsichten den *formalen* Begriff der Sprache exponieren und klären. Ihre Anordnung folgt überwiegend der chronologischen Reihenfolge. Zum Teil sind die Texte Abschnitte größerer Arbeiten, die hier nur im >Sprache< betreffenden Auszug wiedergegeben werden. Die kleineren selbstständigen Vorveröffentlichungen werde ich im Zuge des Hochladens von der website löschen.

Ich hoffe, eine Anordnung zu finden, die aus den selbstständigen Texten ein Buch werden lässt, das einen kontinuierlichen Gedankengang entfaltet, kann aber, nahe der Vollendung meines 77. Lebensjahres, nicht sicher sein, noch genügend Zeit und Kraft zu haben. Das Buch in nascendi wäre jedenfalls eines, das ich nach >Das Prinzip Arbeit<, >Wittgenstein und Schopenhauer<, >Das verstandene Leben< und >Wittgensteins Revolution< gerne noch schreiben würde oder geschrieben hätte.

*Sprache*¹

[Ich möchte] die Sprache vor den Normensystemen der Moral und des Rechts behandeln. Zunächst war ja auch das Sprechen der Sprache als ein Handeln nach Normen (des Sinns, der Verständlichkeit) zu verstehen. Ein weiterer Grund ist folgender: Weil die vorliegenden Erörterungen in Vision und sachlichen Überzeugungen, wenn auch nicht in der Methode (insbesondere der Darstellung durch Aspekt beleuchtende treffende Aphorismen), von keinem großen Philosophen mehr beeinflusst sind als von Ludwig Wittgenstein, war schon in den bisherigen Erörterungen vielfältig von Sprache die Rede und das sollte nun auch geklärt werden. Zwei Erklärungen sind bisher ausdrücklich in Anspruch genommen worden: Das Sprechen einer Sprache ist eine Beteiligung an einer normativen Praxis; eine Sprache ist die Möglichkeit (ein Ensemble von Möglichkeiten) von Ausdruck und Darstellung. Diese beiden Erklärungen sind analog zu den für ‚Zeit‘ gegebenen methodologischen und formal-ontologischen Erklärungen. Die Erklärung des Sprechens einer Sprache als normative Praxis ist eine methodologische – sie gibt an, *wie* wir mit Sprache umgehen: Wir verwenden ihre Ausdrucks- und Darstellungsmittel nach normativen Regeln des Sinns, Regeln der Verständlichkeit. Die Erklärung der Sprache als ein Ensemble von Möglichkeiten des Ausdrucks und der Darstellung ist eine formal-ontologische – sie gibt an, *was* wir verwenden, wenn wir uns sprachlicher Mittel bedienen: Ein Medium des Ausdrucks und der Darstellung.

Auch diese Erklärungen sind nicht Behauptungen überlegener Einsicht in das Wesen des Phänomens Sprache, sondern ratifikationsbedürftige Vorschläge zum besseren Verständnis. Die folgenden Erläuterungen sollen solche Ratifikation erleichtern helfen.

Den Anfang dabei kann die Erinnerung machen, dass Wittgenstein, dem die Philosophie die methodische ‚Wendung zur Sprache‘ (linguistic turn) verdankt², dennoch kein ‚Sprach‘philosoph gewesen ist. Ich werde seine Philosophiekonzeption im Anhang erörtern. Aber schon hier kann diese vielleicht erstaunliche Behauptung durch folgende Belege vorläufig erläutert werden: Wittgenstein war sich darüber klar, dass man über Sprache im Allgemeinen „nur Äußerliches ... vorbringen kann“. Seine Begründung war, „dass ich bei meinen

¹ Dies ist das IV. Kapitel aus meinem online-Buch >Das verstandene Leben< (2005/2016). Soweit ich sehe, enthält es bereits alle wesentlichen Motive der späteren Texte, wenn sie auch oft bloß angedeutet sind.

² Dass Wittgenstein und nicht, wie die akademische Philosophie unter dem Einfluss der Untersuchungen vor allem Michael Dummetts (*Frege – Philosophy of Language*, London 1973 u. ö.) überwiegend meint, Gottlob Frege der Vater des linguistic turns war, weisen G.P. Baker und P.M.S. Hacker in ihrem Buch *Language – Sense & Nonsense* (Oxford 1984) nach. Einseitigkeiten bei ihnen werden korrigiert von H.J. Schneider: *Phantasie und Kalkül – Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache*, Frankfurt am Main 1992.

Erklärungen, die Sprache betreffend, schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss“. (PU Abschnitt 120) Die Unumgänglichkeit, sich der Sprache zu bedienen, wenn etwas erklärt werden soll – erklärt werden soll, *wie* etwas zu verstehen ist (es geht nicht um Erklärungen, *warum* ...) – hat Implikationen in zwei Richtungen: für die Struktur der Sprache selbst; und für ihre Beziehungen zum in ihr Dargestellten.

Die Möglichkeit, sich der Sprache für 'Erklärungen, wie ...' zu bedienen, macht Sprachen zu universellen Medien, Medien, die dazu verwendet werden können, ihre eigenen Bestandteile zu erklären. Wenn man ein Medium dann *universell* nennt, wenn es dazu verwendet werden kann, seine eigenen Bestandteile zu erklären, dann ist die Sprache weitestgehend ein universelles Medium. Deshalb hat Wittgenstein für das wie-zu-verstehen ihrer Bestandteile, d. i. deren Bedeutung, synoptisch zusammenfassend formulieren können: „Die Bedeutung eines Ausdrucks ist, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ (PU Abschnitt 560) Allerdings ist der Charakter der natürlichen Sprachen als universeller Medien begrenzt. Ein Fundament dieser Sprachen muss durch Training, Einübung, Wittgenstein sprach von „Abrichtung“, gelernt werden. Zwar können sprachliche Bedeutungserklärungen auch rückwirkend das so erlernte Fundament der Sprache durchdringen, aber oft führen dahingehende Erklärungen letztlich nur auf Feststellungen wie 'so handeln wir eben', 'so machen wir es nun einmal'. Wittgenstein benutzt diese Beobachtung für ein berühmtes Regressargument, das zuerst Kant in der Einleitung zum Zweiten Buch der Transzendentalen Analytik der *Kritik der reinen Vernunft* für die Unmöglichkeit von Regeln für die Urteilskraft verwendet hat (PU Abschnitt 202; *K. d. r. V.* B 172 f./A 133 f.). Das Argument beruht auf der Einsicht: „Ich kann nicht beschreiben, wie eine Regel (allgemein) zu verwenden ist, als indem ich dich *lehre, abrichte*, eine Regel zu verwenden.“ (Z 318) Aber trotz dieser Begrenzung des universellen Charakters der Sprache durch ihre Verankerung in einer faktischen (Lehr- und Lern-) Praxis ist sie das Medium, das dem Begriff eines universellen Mediums am nächsten kommt – *und das einzige derartige Medium*. Wenn man die gesprochene Sprache mit anderen Ausdrucks- und Darstellungsmedien vergleicht – Bildern, Gesten, Tänzern, Musik – dann kann man sich von der Alleinstellung der Sprache als universelles Medium dadurch davon überzeugen, dass man sich erinnert: Wenn in diesen anderen Medien etwas nicht verstanden wird, dann muss zur Erklärung im Allgemeinen und schließlich *gesprochen* werden, aber nur ausnahmsweise kann man umgekehrt Sprachliches durch Bilder, Gesten, Tänze, Melodien verständlich *machen*. Das begründet für die Sprache aufgrund ihres alleinigen universellen Charakters (ihrer weit gehenden

Selbsterklärungsfähigkeit) auch einen *Universalitätsanspruch* hinsichtlich des Verstehens / verständlich Machens. Wittgenstein erhebt ihn implizit, wenn er im ersten Absatz von PU Abschnitt 120, in dem die erklärende Verwendung der Sprache an die „Sprache des Alltags“ gebunden wird, schreibt: „Ist diese Sprache etwa zu grob, zu materiell für das, was wir sagen wollen? *Und wie wird denn eine andere gebildet?*“ Auch wenn die typographische Hervorhebung ein Missverständnis sein sollte³, sachlich besteht sie zurecht (und ist nur eine von zwei Hervorhebungen eines ganzen, selbstständig verwendbaren Satzes im gesamten Text der *PU*). Die Frage ist rhetorisch und verlangt die Antwort: Eine andere Sprache muss gebildet werden, indem ihre Wörter und die Formen ihrer Verknüpfung in unserer schon gesprochenen Sprache erklärt werden – aber dann *kann* sie auch gleich selbst gesprochen werden. Und bezüglich der anderen Medien des Ausdrucks und der Darstellung *muss* sie im Zweifelsfall gesprochen werden.

Die erläuterte Struktur der Sprache durch ihre Selbsterklärungsfähigkeit ist oft ihre ‚Reflexivität‘ genannt worden, irreführend, weil weder der optische noch der relationslogische noch der Überlegenssinn von ‚Reflexion‘ für ein geklärtes Verständnis klar in Frage kommt. Sie könnte im Sinn einer Zweistufigkeit der Sprache – mit der Ebene der Verwendung/Verwendbarkeit und der Ebene der Erklärung – verstanden werden. Das ist nicht falsch, aber missverständlich. Gegen das Missverständnis wendet sich Wittgenstein in PU Abschnitt 121:

„Man könnte meinen: wenn die Philosophie vom Gebrauch des Wortes ‚Philosophie‘ redet, so müsse es eine Philosophie zweiter Ordnung geben. Aber es ist eben nicht so; sondern der Fall entspricht dem der Rechtschreiblehre, die es auch mit dem Wort ‚Rechtschreiblehre‘ zu tun hat, aber dann nicht eine solche zweiter Ordnung ist.“

Die Meinung, es gebe eine Philosophie zweiter Ordnung (eine Philosophie 'über' die Philosophie) ist der Grund der Rede von ‚Metaphilosophie‘ und bezüglich der Sprache von ‚Metasprache‘. Aber das Verhältnis von sprachlich möglichen Erklärungen zur gesprochenen Sprache ist nicht das einer beschreibenden Meta- zur Objektsprache, sondern *normativ*. Bedeutungserklärungen sind *Regeln*, Angaben, wie etwas *zu verstehen ist*. Darauf weist der Bestandteil ‚-lehre‘ in ‚Rechtschreiblehre‘ hin und für die sprachlichen und auch seine

³ Das wird in der *Kritischen Ausgabe* der *PU* hrsg. von J. Schulte u. a., Frankfurt am Main 2001, 813¹ behauptet. Die andere, nicht bestrittene Hervorhebung eines ganzen Satzes im Text der *PU* betrifft gerade die faktische Praxisverankerung der Sprache in Abschnitt 654: *dieses Sprachspiel wird gespielt*.

Bedeutungs-Erklärungen hat Wittgenstein daher den Titel ‚Grammatik‘ verwendet und diesen einmal auch als ‚Sprachlehre‘ verdeutscht. (PG 97 c)

Der universelle Charakter der Sprache bestimmt auch ihr Darstellungsverhältnis zur Wirklichkeit. Bedeutungserklärungen verbleiben *innerhalb* der Sprache. Das gilt auch für die Art von Bedeutungserklärungen, von denen man meinen könnte und gemeint hat, dass sie die Sprache ‚mit der Wirklichkeit verknüpfen‘ – hinweisende oder ostensive Erklärungen. Sie machen Gebrauch von *Mustern*, indem sie diese der Sprache (wenn auch nicht der Wortsprache – PU Abschnitt 16) internalisieren. Die Begründung für diese Zuordnung ist: Wenn z.B. ein Farbausdruck mittels Hinweises auf ein Muster erklärt ist ‚dies → ist blau‘, dann kann in einem späteren Kontext, in dem etwas als von blauer Farbe charakterisiert wird, wenn das nicht verstanden wird, durch Rückgang auf das Muster mit ‚Es hat doch diese → Farbe‘ erklärt werden – da fungiert das Muster als Sprachelement. Insofern besteht zwischen Sprache und Wirklichkeit hinsichtlich der Bedeutung oder des Sinns ihrer Ausdrücke ein interner, wesentlicher Zusammenhang (einer, der *nicht* nicht bestehen kann), so dass gilt: „Ich kann mit der Sprache nicht aus der Sprache heraus.“ (PB I.6, 54)⁴ Wittgenstein hat diese Internalität des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit „Autonomie der Grammatik“ genannt:

„Die Verbindung zwischen ‚Sprache und Wirklichkeit‘ ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom bleibt.“ (PG 97 c)

„Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich. Es kann keine Diskussion darüber geben, ob diese Regeln oder andere die richtigen für das Wort ‚nicht‘ sind (d.h. ob sie seiner Bedeutung gemäß sind). Denn das Wort hat ohne diese Regeln keine Bedeutung, und wenn wir die Regel ändern, so hat es nun eine andere Bedeutung (oder keine) und wir können dann ebenso gut auch das Wort ändern. ‚Das einzige Korrelat in der Sprache zu einer Notwendigkeit ist eine willkürliche Regel. Sie ist das einzige, was man von dieser Notwendigkeit in einen Satz abziehen kann.“ (PG 184 b/c)

Die letzte Bemerkung geht in Abschnitt 372 in der Spätfassung der PU ein, dort aber ist ihr ein „Überlege:“ vorangestellt. Exegesen, die einfach unterstellen, es sei hier (nur) von logischer Notwendigkeit die Rede, wenn ‚Notwendigkeit‘ gesagt wird, ersparen es sich, dieser Aufforderung zur Überlegung nachzukommen. Die Aufforderung unterstellt, dass da

⁴ Die Bemerkung im Ganzen erklärt auch den Unterschied zwischen dem deiktischen Satz ‚Dies ist blau‘, der wahr oder falsch sein kann, und der gleich lautenden ostensiven Definition, die eine normative Regel ist und nicht falsch sein kann (bzw. nur unter zusätzlichen Voraussetzungen – einer Sprachpraxis, die durch die Regel nicht richtig beschrieben wäre – falsch sein könnte).

durch Überlegung etwas herauszubekommen ist – entweder inwiefern das Zitierte richtig und inwiefern es falsch ist – oder z.B. auf welche verschiedenen Weisen es richtig sein kann. Das zweite ist hier der Fall. Das Angeführte ist richtig, wenn unter ‚Naturnotwendigkeit‘ logische Notwendigkeit verstanden wird – im Prinzip willkürliche Regeln generieren logische Notwendigkeit dadurch, dass „*das ... nicht willkürlich (ist): dass, wenn wir etwas willkürlich bestimmt haben, dann etwas anderes der Fall sein muss. (Dies hängt von dem Wesen der Notation ab.)*“ (LPA 3.342) Eine Regel für einen Ausdruck zu akzeptieren impliziert die Bereitschaft, sich festzulegen: „das ist nicht nur eine willkürliche Verknüpfung von Geräuschen und Tatsachen. Wenn ich sage, dass dies hier grün ist, dann muss ich auch von anderen Dingen sagen, dass sie grün sind. Ich bin auf einen künftigen Sprachgebrauch festgelegt.“ (Vorlesungen 59) Und natürlich muss ich dann von anderen Dingen sagen, dass sie nicht grün sind, dass sie eine andere Farbe haben/zeigen.

Der in *PU* zitierten Äußerung, „das einzige Korrelat in der Sprache zu einer Naturnotwendigkeit ist eine willkürliche Regel. ...“, kann aber auch eine vernünftige Deutung gegeben werden, wenn ‚Naturnotwendigkeit‘ wirklich ‚*Naturnotwendigkeit*‘ heißt. Und im Ursprungskontext der *PG* (vgl. auch *Vorlesungen* 79, 252) ist diese Deutung intendiert, wie die Anmerkung zur Anordnung „Vielleicht zu dem Paradox, dass die Mathematik aus Regeln besteht“ andeutet (*PG* 184¹). Wittgenstein will in dieser Deutung der Bemerkung darauf hinaus, dass uns Tatsachen der Welt die Annahme bestimmter Regeln im Unterschied zu anderen möglichen nahe legen können. Das zeigt die folgende Ausführung des Gedankens in einer Vorlesung von 1934-35:

„Nehmen wir an, es sei eine Tatsache, dass die Längen der Körper in diesem Zimmer Vielfache der Länge des Arms sind. Wollen wir eine Maßeinheit festsetzen, wäre es natürlich, den Arm als Einheit festzusetzen. Dazu sind wir jedoch nicht gezwungen, sondern es ist eine Sache der Bequemlichkeit. Der Philosoph würde die Naturtatsache (!), dass die Länge der Körper ein Vielfaches der Länge eines Arms beträgt, mit der Tatsache verwechseln, dass der Arm als Maßeinheit verwendet wird - was ja eine Konvention ist. Sie sind völlig verschieden, obwohl sie eng miteinander zusammenhängen. Das eine ist eine Erfahrungstatsache, das andere eine Regel des Symbolismus.“ (*Vorlesungen* 251-2)

Man muss zu dieser Überlegung nur den Gedanken der Gesetzlichkeit von Tatsachen ergänzen, um für die Anführung in *PU* 372 die Deutung der Notwendigkeit als *Naturnotwendigkeit* zu haben. Es dürfte schwer fallen, diesen Gedanken Wittgenstein abzusprechen.

Man könnte nun die gesamten Ausführungen über Struktur der Sprache und ihr internes Verhältnis zur Wirklichkeit anscheinend wittgensteinianisch in Frage stellen, wenn man sich auf seine Äußerung beriefe: „Allgemeine Ausführungen über die Welt und die Sprache gibt es nicht.“⁵ Und man könnte das zusätzlich so kritisch gegen Wittgenstein selbst wenden, dass man sagte, er selbst verhalte sich nicht nach seiner Äußerung und mache insbesondere über den Sprachspiel-Charakter der Sprache selbst allgemeine, ja metaphysische Äußerungen. Diese Missverständnisse möchte ich noch ausdrücklich ausräumen.

In die Spätfassung der *Philosophischen Untersuchungen* hat Wittgenstein in Abschnitt 7d die Bemerkung eingefügt, er „werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen.“⁶ Aber als metaphysisches Diktum wäre auch diese späte Verallgemeinerung missverstanden. Der Ausdruck Sprachspiel fungiert auch hier als *Aspekt beleuchtende Metapher*, wenn auch für die ganze Sprache – und dies gerade deshalb, weil wir für ‚die ganze Sprache‘ im für die Philosophie maßgeblichen Sinn (der das Gemeinsame der verschiedenen natürlichen Sprachen reflexiv formal hervorhebt und zusammenfasst) keinen (materialen) Begriff haben.⁷ Als formaler Begriff aber ist der Begriff Sprache durch jede seiner Instanzen (die deutsche S., die englische S. etc.) bereits gegeben.⁸ Zur Verständigung über sie müssen wir uns derselben Instanz oder einer anderen bedienen und können dann ‚nicht mehr mit ihr aus ihr heraus‘, um sie als ganze zu distanzieren. Eine aufschließende, Aspekt beleuchtende Metapher ist der Ausdruck ‚Sprachspiel‘ für die philosophische Reflexion auch hinsichtlich der ganzen Sprache, weil die Philosophie versucht, die Grammatik, die Regeln der Sprache zu klären, und dies heißt, „sie ... auf die Form eines

⁵ *Wiener Ausgabe*, Bd. 3, 275.

⁶ Es ist dies eine von zwei gänzlich neuen (Teil-, d.h. Absätze von) Bemerkungen in dem die Keimzelle des ganzen Werks seit 1936 bildenden Anfangsabschnitt der letzten Fassung der *PU* [die andere ist 133 d, der zufolge es nicht eine Methode der Philosophie gibt, sondern (verschiedene) Methoden].

⁷ Zu ‚formale Begriffe‘ vgl. erneut *Logisch-Philosophische Abhandlung* 4.122-4.128.- Später hat Wittgenstein formale Begriffe, wie schon erwähnt, aber nicht nachgewiesen, mit Überschriften in der ‚philosophischen Grammatik‘ verglichen – vgl. *Wiener Ausgabe* Bd. 3, S. 197. Ein nicht zur Verfügung stehender materialer Begriff der Sprache müsste einer sein, der es einem erlaubte, sich für die Situation vor dem Erlernen der Sprache an „ein Fühlen des Mangels der Sprache (zu) erinnern“. Aber man kann „keinen Begriff der Sprache haben, ehe man spricht“, also sich an den Mangel nicht derart erinnern, „und freilich auch nachher nicht, weil es einen solchen Begriff nicht gibt.“ (*Wiener Ausgabe* Bd. 3, S. 211.) Denn, wenn man sprechen kann, dann bedient man sich immer schon einer besonderen Sprache, die man nicht als ganze distanzieren (sondern nur etwa von einer anderen aus betrachten) kann, so dass gilt: „Allgemeine Ausführungen über die Welt und die Sprache gibt es nicht.“ (ebd. S. 275)

⁸ Vgl. ebd. 274 sowie *PG* 190 (Teil I Nr. 137 b): „Die Sprache ist für uns nicht als Einrichtung definiert, die einen bestimmten Zweck erfüllt. Sondern ‚Sprache‘ ist ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u. s. w., und noch einige Zeichensysteme, die mit diesen Sprachen eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.“ – Die Belegstelle für das folgende ‚nicht mit ihr aus ihr heraus‘ ist die angeführte aus *PB* I.6 (S. 54)

Spiels mit Regeln bringen.“⁹ Dieser konstruktive Aspekt des Gebrauchs der Sprachspiel-Metapher, den Wittgenstein gelegentlich zur Betonung ihres unmetaphysischen Charakters auch selbst „eine einseitige Betrachtungsweise“ nennt, lässt Raum für zwei deskriptive Sachverhalte – im Gebrauch der Sprache wechseln wir zwischen verschiedenen Regelzusammenhängen und insofern ‚spielen‘ wir in ihr (die Grundbedeutung von ‚spielen‘ ist der schnelle Wechsel hin und her wie im ‚Spiel der Schatten‘ auf einer Mauer¹⁰); und diese Wechsel unterliegen selbst keinen Regeln. Schließlich: die grammatische Untersuchung der philosophischen Reflexion kann an Stellen gelangen, an denen sich keine Regeln auffinden oder aufstellen lassen: „Wir können sagen: Untersuchen wir die Sprache auf ihre Regeln hin. Hat sie dort und da keine Regeln, so ist *das* das Resultat der Untersuchung.“¹¹

Dass man nicht im metaphysischen Sinne sagen kann, die Sprache sei ein Spiel, liegt auch daran, dass zwischen Sprache und Wirklichkeit, wie erläutert, kein externer, sondern ein interner Zusammenhang besteht. Dieser macht es unmöglich, „die Welt in der Sprache abzugrenzen und hervorzuheben“ (was ja komplementär die vergegenständlichende Abgrenzung der Sprache implizieren würde): „Die Selbstverständlichkeit der Welt drückt sich eben darin aus, dass die Sprache nur sie bedeutet, und nur sie bedeuten kann. Denn da die Sprache die Art ihres Bedeutens erst von ihrer Bedeutung, der Welt, erhält, so ist keine Sprache denkbar, die nicht diese Welt darstellt.“¹² Nicht mit der Sprache aus ihr herauskönnen, heißt, die Beziehung der Sprache auf die Wirklichkeit nicht gleichsam von der Seite oder von oben einsehen oder betrachten zu können und deshalb weder metaphysisch die Welt hervorheben zu können noch metaphysisch die Sprache abgrenzen zu können. Die Verfassung des formalen Begriffs Sprache und die interne Beziehung der Sprache auf die Wirklichkeit begründen die Absage an Metaphysik, auch hinsichtlich der Sprache selbst. Nur indirekt ist der Sprach-reflexiven Philosophie etwas Analoges zum Wesen der Welt, auf das die metaphysische Philosophie ausging, zugänglich:

⁹ *Wiener Ausgabe* Bd. 5, S. 24.- „Einseitige Betrachtungsweise“ – *Das Blaue Buch* 49. Hier wird auch das Motiv dieser Einseitigkeit namhaft gemacht: „Warum vergleichen wir dann unsern Gebrauch von Wörtern, wenn wir philosophieren, mit etwas, das sich nach genauen Regeln vollzieht? Die Antwort lautet, dass die Rätsel, die wir aus dem Weg zu räumen versuchen, immer gerade aus dieser Haltung der Sprache gegenüber entstehen.“ (ebd.) Diese einseitige Betrachtungsweise ist gleichsam Folge der Goetheschen Einsicht: *nemo contra deum nisi deus ipse*.

¹⁰ *DW* Bd. 16, Spalte 2325-6.

¹¹ *Wiener Ausgabe* Bd. 4, S. 196-7. Die Stelle enthält eine erste Version der Bemerkung 83 der Spätfassung der PU, im Blick auf die umstritten gewesen ist, ob nicht doch alle Handlungen Regeln folgen – die entsprechende positive Auffassung z.B. von Savigny scheint mir durch den Herkunftskontext, den ich in *Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen* (a. a. O., 182) noch nicht direkt kannte, klar widerlegt.

¹² *Wiener Ausgabe* Bd. 2, S. 157 = PB V.47 b (S. 80)

„... was zum Wesen der Welt gehört, lässt sich eben nicht sagen. Und die Philosophie, wenn sie etwas sagen könnte, müsste das Wesen der Welt beschreiben. – Das Wesen der Sprache aber ist ein Bild des Wesens der Welt und die Philosophie als Verwalterin der Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverwendungen ausschließen.“¹³

Wenn diese Bemerkung von 1930 noch Wittgensteins späte Auffassung in *PU* sollte charakterisieren können, dann müsste sich zeigen lassen, dass auch die Charakterisierung des Ganzen – der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, sich in Regeln, die unsinnige Zeichenverbindungen ausschließen, auflösen lässt und also etwas über das Wesen der Welt (und der Sprache) allenfalls indirekt, nicht in einem philosophischen Satz zu verstehen gibt. In diesem Sinn ist zunächst einmal zu betonen, dass die Bemerkung 7 d der *PU* selbst eine mögliche Form einer Regel hat: ‚Ich werde X so-und-so nennen‘ ist ein Satzrahmen für eine Bedeutungserklärung und legt (als Regel) fest, wie der Äußerer verstanden werden will. Dann aber ist der Satz ein Versuch einer Übersicht, der auf andere Regeln zurückverweist. Die methodische Funktion einer solchen Zusammenfassung hat Wittgenstein so gesehen: „Der Zweck des guten Ausdrucks und des guten Gleichnisses ist, dass es die augenblickliche Übersicht erlaubt.“¹⁴ Und die Übersicht, die die Charakterisierung des Ganzen mittels des guten Ausdrucks oder Gleichnisses ‚Sprachspiel‘ erlaubt, ist vor allem auch die über das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit. Denn die Tätigkeiten, mit denen die Sprache verwoben sein soll, verweben sie auch mit der Wirklichkeit. Die sprachlichen Tätigkeiten, die dafür besonders wichtig sind, sind die erörterten hinweisenden Bedeutungserklärungen und es ist nun von aufschließendem Interesse zu sehen, dass Wittgensteins Konzeption dieser grundlegenden Erklärungsart (vornehmlich) für Ausdrücke, die sich auf Wahrnehmbares beziehen, ein Aperçu ausarbeitet, das Nietzsche für die empfindende Wahrnehmung geprägt hat – sie begnüge sich damit, „gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge zu spielen.“¹⁵ Nietzsche hat bei ‚Spiel‘ hier vielleicht nur an die erwähnte Grundbedeutung der regelmäßigen schnellen Hin- und Herbewegung gedacht. Aber Wittgenstein gibt der Metapher eine Auslegung unter Verwendung des von Regeln bestimmtem, normativen und potentiell sozialen Sinns von ‚Spiel‘.

Das Erlernen der Muttersprache ist das wesentliche Medium der Personwerdung auch

¹³ Ebd., S 132 = PB V.54 (S. 85)

¹⁴ Wiener Ausgabe Bd. 4, S. 214. Der Ausdruck *erlaubt* ist in der Handschrift gewellt unterstrichen, was eine Zeichen dafür ist, dass Wittgenstein damit unzufrieden war.

¹⁵ *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*, in: KSA Bd.1, 876.

deshalb, weil empirisch das Erlernen der Sprache vom Erlernen der Normen menschlichen Umgangs nicht zu trennen ist. Personen, so hatte ich nahe zu legen versucht, sind wesentlich sich selbst bewertende Lebewesen. Die erläuterte Struktur der natürlichen Sprachen, ihre Selbsterklärungsfähigkeit d.h. die sprachliche Formulierbarkeit ihrer Normen des Sinns, ist der Struktur des Personseins, die eigenen unmittelbaren Wünsche, Einstellungen, Meinungen normativ bewerten und steuern zu können, homolog. Diese Homologie sollte den unabhängig von einander gegebenen Erläuterungen zusätzliche Überzeugungskraft geben.¹⁶

¹⁶ [Hinzugefügte Anmerkung 2016]: Als ich den vorliegenden Text 2005 verfasst habe, kannte ich die systematische Sprachphilosophie von Robert B. Brandom, den ich als den bedeutendsten, weil gedankenstärksten lebenden Philosophen anerkenne, noch nicht näher. Seither habe ich sie gründlich studiert (auch mit Hilfe einer Internet-Diskussionsgruppe über Schriften von ihm, die Mark Le Bar, Florida State University, initiiert hat). Brandom stützt sich hinsichtlich zeitgenössischer Quellen vor allem auf Gottlob Frege, Michael Dummett, Wilfrid Sellars, David Lewis und Donald Davidson, auch auf Wittgenstein, wenn auch eher heterodox. (vgl. dazu meinen Aufsatz 'Robert Brandom's Wittgensteinian Commitments', in: *Journal Al-Mukhatabat* 16, Oktober 2015, Tunis, S. 251-264) Aber er kann seiner systematischen Position der Verbindung einer normativen Pragmatik in terminis der doxastischen Kontoführung mit einer inferentialistischen Semantik auch auf erhellende Weise mit Motiven bei Kant und Hegel in Verbindung bringen und erklärt sogar, dass ursprünglich Hegel-Lektüre ihn zu dieser Konzeption angeregt hat (*Wiedererinnerter Idealismus*, Frankfurt am Main 2015. 292 Fn 25). Ich kann sowohl meine Überlegungen zur Modalisierung mit Brandoms Ideen über die notwendige Koordination von deontischer und alethischer Modalität in der Spezifikation des 'intentionalen Nexus' so in Verbindung bringen, dass sie sich als vereinbar erweisen, als auch darauf hinweisen, dass Brandom hinsichtlich der Homologie von Struktur der Sprache und Struktur der Person im Blick auf Hegel ganz ähnlich von 'Homomorphie' spricht (ebd. 155 Fn 20 und Abschnitt 8.4: „Selbste und Begriffe“, 290-9.) Dass in dieser Weise auf ganz unabhängigen Wegen Überlegungen dieselben oder jedenfalls eng verwandte Ergebnisse erreichen, ist für mich ein Indiz ihrer Sachhaltigkeit und Haltbarkeit.

*Sprache und Intentionalität*¹⁷

Die beiden für den Titel dieses Abschnitts zusammengesetzten Ausdrücke bilden ein anderes Paar als Person/Gegenstand und Sinn/Bedeutung. Sie haben keinen sinnvollen kontrastiven Gebrauch. Vielmehr ist ihr Verhältnis eins von Bedingung und Bedingtem – umstritten in der Philosophie ist, in welche Richtung die Abhängigkeit läuft.

Wenden wir uns zunächst dem Begriff der Sprache zu. Obwohl Wittgenstein die Wendung zur Sprache – zunächst als Wendung zu den Sätzen, dann zu den Sprachspielen – herbeigeführt hat, war er skeptisch, ob wir einen Begriff der Sprache haben. Er glaubte, dass wir den allgemeinen Ausdruck Sprache mit den Sprachen, die wir erlernt haben, erworben haben und dass er zwar gleichsam wie ein formaler Begriff funktioniert, aber dann die Vielheit der natürlichen Sprachen und mit ihnen verwandter Zeichensysteme meint (Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch etc.; die Sprache der *Principia Mathematica* und andere formale Zeichensysteme). Dieser Sprach'begriff' ist eigentlich nur ein „Sammelname“; allgemeine Ausführungen über die Sprache, die einen artikulierten Sprachbegriff erforderten, soll es nicht geben können.¹⁸

Wenn Wittgenstein seinen Begriff eines formalen Begriffs aus der LPA festgehalten und nicht nur metaphorisch weitergebildet hätte [ein formaler Begriff wie 'Satz' als 'Überschrift' (eines Kapitels) philosophischer Grammatik¹⁹], dann hätte er Sprache als eine Instanz des formalen Begriffs 'Medium des Ausdrucks und der Darstellung' verstehen und ein auszeichnendes Merkmal aller natürlichen Sprachen angeben können. Denn seine Einsicht in den internen Zusammenhang von Bedeutung und Bedeutungserklärung, die dem im nächsten Abschnitt zu erläuternden internen Zusammenhang von Sprache und Welt zugrunde liegt, macht ein solches Merkmal auffällig.

Andere Medien des Ausdrucks und der Darstellung, die unter den formalen Begriff fallen, sind Malerei, Bildhauerei, Architektur, Tanz, Pantomime, Schauspiel, graphische und bildliche Illustrationen etc. Wenn in diesen Medien etwas unverständlich bleibt und erklärt werden soll, muss gesprochen = sich der Sprache bedient werden. Wenn aber etwas Sprachliches unverständlich bleibt und erklärt werden soll, dann muss dafür wieder die Sprache selbst

¹⁷ Dies ist der vierte Abschnitt aus >Philosophie< (2017/2022)

¹⁸ MS 109 22. - Vgl. PG X.137 (190): „... 'Sprache' ist für mich ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u.s.w., und noch verschiedene Zeichensysteme, die mit diesen Sprache eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.“

¹⁹ MS 111 169.

aufkommen. Manche, besonders deutsche Philosophen (von Kempfski, Apel, Habermas) gebrauchen dafür die Formel, die Umgangssprache sei 'die letzte Metasprache'. Das ist nicht gut überlegt und irreführend. Denn eine Metasprache im formalen Sinn bezieht sich deskriptiv auf ihre Objektsprache, umgangssprachliche Bedeutungserklärungen aber sind normativ und *konstituieren* (vermöge des internen Zusammenhangs von Bedeutung und Bedeutungserklärung) die erklärten Ausdrücke. Außerdem ist eine Metasprache ihrer Objektsprache gleichsam vertikal übergeordnet, weil sie ausdrucksstärker sein muss; Bedeutungserklärungen sind dagegen gleichsam horizontale Gelenke der materialen Sprachspiele, sonst könnten sie nicht Bedeutungen der durch sie erklärten Wörter konstituieren.

Weil die Sprache in Bedeutungserklärungen so weit wie überhaupt möglich selbsterklärend ist, ist sie 'universell'²⁰; weil die Sprache zu Erklärungen aller anderen, auch außersprachlichen Unverständlichkeit gebraucht wird, besteht für sie auch der Anspruch, universal zu sein, insofern sie das einzige universelle Medium des Ausdrucks und der Darstellung ist, das wir kennen.

Als Medium (Mittleres; Vermittelndes) besteht die Sprache aus Sätzen (und Zusammenhängen zwischen ihnen: Satzsystemen oder Sprachspielen). Sätze wiederum bestehen aus Wörtern, sind Verknüpfungen von Wörtern. Sätze haben Sinn oder drücken einen Sinn aus (d.h. etwas, das verständlich ist oder zu sein beansprucht). Wörter haben Bedeutung (Wichtigkeit), die wesentlich in ihrem Beitrag zum Sinn von Sätzen liegt. Der selbsterklärende Charakter der Sprache setzt schon an ihren kleinsten bedeutungsvollen Einheiten an, den Wörtern. Denn die Bedeutung von Wörtern kann so wesentlich erklärt werden, dass Wittgenstein direkt sagen konnte: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“²¹

Das lässt sich an hinweisenden oder ostensiven Bedeutungserklärungen am deutlichsten demonstrieren. Mit ihnen wird die Bedeutung von Wörtern (Ausdrücken) zunächst für in der Wahrnehmung oder im tätigen Umgang Gegebenes mit der Satzform 'Dies ist ein/der/das ...' in Verbindung mit einer Zeigegeste '- →' auf Elemente der Wirklichkeit als Muster geeicht²².

²⁰ Den Ausdruck 'universelles Medium' hat der Logiker Jean van Heijenoort gebildet, aber ich erkläre ihn weiter als er: vgl. 'Logic as Language and Logic as Calculus', *Synthèse* 1967.

²¹ PU Abschn. 560.

²² Von 'eichen' (calibrate) in diesem Zusammenhang hat zuerst David Pears gesprochen. (*The false Prison*, 2 vol., Oxford 1988-89). Er legte ausführlich dar, dass 'agreement in judgements' und 'calibration on standard objects' die beiden wichtigsten 'stabilizing resources' für sprachliche Bedeutung sind. (Z.B. Vol.II, 368 „standard objects and reassuring interlocutors“.

Wenn hinsichtlich eines so erklärten Wortes eine Unklarheit oder ein Missverständnis auftritt, dann kann zur (Er-)Klärung statt des Wortes das Muster selbst in den Satzkontext eintreten, z.B. in der Satzform 'Es sieht doch/doch nicht aus wie dies –>'. Das Wort wird in diesem Fall also durch das Muster seiner ostensiven Erklärung selbst ersetzt. Das demonstriert zunächst die Äquivalenz von Bedeutung des Wortes und seiner ostensiven Erklärung. Aber Nachdenken über die Implikationen dieser Praxis führt vor allem hinsichtlich des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit zu weiter reichender Einsicht.

Wenn man sich nämlich fragt, ob denn die Muster in ostensiven Bedeutungserklärungen zur Sprache gehören oder zur Wirklichkeit, dann ist es „das Natürlichste, und richtet am wenigsten Verwirrung an, wenn wir die Muster zu den Werkzeugen der Sprache rechnen“, auch wenn sie nicht „zur Wortsprache gehören“.²³ Das aber heißt, dass zwischen Sprache und (vorbehaltlich einer noch vorzunehmenden terminologischen Korrektur) Wirklichkeit ein *internes*, wesentliches oder notwendiges *Verhältnis* besteht – *eine Relation, die nicht nicht bestehen kann*. Sprache ist schon als Medium objektiv und wesentlich auf die Wirklichkeit bezogen oder gerichtet. Dass das wesentlich auf dem Selbsterklärungspotential der Sprache beruht, hat Wittgenstein in dem schon angeführten Résumé seiner Überlegungen zu ihrem Begriff festgehalten:

„Die Verbindung von Sprache und Wirklichkeit ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.“²⁴

Diese Art Gerichtetheit ist in der Tradition der Philosophie Intentionalität genannt worden. Der Ausdruck ist vom lateinischen Verb *intendere* abgeleitet, das viele verwandte Bedeutungen hat, von denen hier zwei interessieren – *sich richten auf* und *beabsichtigen*. Das Substantiv *intentio* bedeutet Anspannung, Aufmerksamkeit; dann Absicht und, in der Rechtssprache, Anklage.

Über die Grundbedeutung *sich richten auf* hängt Intention mit dem Begriffsfeld von Sinn zusammen, dessen Grundbedeutung ja auch Richtung war. In der Bewusstseinsphilosophischen Tradition der Neuzeit ist, in der Aufnahme mittellateinischer philosophischer Terminologie, Intentionalität dem Bewusstsein von etwas (einem 'Gegenstand') oder dem Geist als Wesensmerkmal zugeschrieben worden. Im Philosophieren nach der Wendung zur Sprache

²³ PU Abschn. 16.

²⁴ *Philosophische Grammatik* IV. 55 (97).

wird als der erste Ort von Intentionalität die Sprache als Medium des Sinns aufgefasst.

Das erscheint zunächst paradox vor allem angesichts der Bedeutung von Intention als *Absicht*. Absichten haben zunächst und wesentlich Personen in ihrem Tätigsein und Handeln. Für die Personen ist die Sprache eine Technik des Ausdrucks und der Darstellung, derer sie sich gewohnheitsmäßig, aber auch ausdrücklich beabsichtigend bedienen, wenn sie etwas zu verstehen geben wollen. Intentionalität qua Absichtlichkeit scheint die Sprache dann nur abgeleiteter Weise kennzeichnen zu können, denn gewiss haben Menschen die Sprache erfunden und geschaffen (und sich an ihr zu Personen entwickelt, gebildet).

Aber der Anschein von Paradoxie trägt. Handeln ist wesentlich Verhalten aus einem Grund bzw. Gründen. Ein Grund aber ist, was sich für eine Meinung oder eine Handlungsweise *sagen* lässt. Die Absicht einer Handlung ist ihr erster und unmittelbarer Grund und nach diesem Grund muss man einen Handelnden im Zweifelsfall *fragen* (können). Es besteht also ein interner Zusammenhang zwischen dem Begriff des Handelns und der Sprache; anders ausgedrückt: Mit Handeln im Vollsinn rechnen wir nur bei sprechenden Lebewesen, Personen. [Andere Lebewesen und Entitäten bewegen sich/sind beweglich und wirken auf (und in) ihre(r) Umgebung, aber sie handeln nicht.] Wenn Personen also mit und in einer ausgebildeten Sprache leben und diese durch ihre Regeln ihr sich äußern Wollen sowohl möglich macht als auch beschränkt, ist es durchaus nicht paradox, die Sprache als Medium des Sinns für den ersten Ort der Intentionalität und die Intentionalität der Person für durch die Verfügung über die Sprache bedingt zu halten.

Die Verwendung von intentionalem Ausdruck und intentionalen Darstellungen – bei Sätzen liegt Intentionalität darin, dass sie erfüllbar oder nicht-erfüllbar bzw. (im assertiven Modus) wahr oder falsch sein können – ist als eine grundlegende Weise der Modalisierung zu verstehen. In ihnen haben Menschen das sie Umgebende einer Umwelt (ihre ökologischen Nische) in die Welt als einen Raum von Möglichkeiten distanziert, von denen die in einem gegebenen Fall jeweils zutreffende ausgewählt und alle anderen (darunter die entgegengesetzte) ausgeschlossen werden.

In der Verfassung der Umgangssprachen als sich weitestgehend selbst erklärender Medien des Ausdrucks und der Darstellung liegt schließlich eine objektive Rechtfertigung für die sprachanalytische Methode der Philosophie. Sie bestehen aus vielen verschiedenen Sprachspielen (= Wort- und Satzverwendungen und den in ihnen gestifteten Zusammenhängen). Wir erlernen sie in einem langen Prozess des Aufwachsens und der

Bildung praktisch zu beherrschen, lange bevor wir anfangen können, darüber nachzudenken, was wir da können und tun. Unser implizites Verstehen bleibt uns ohne reflexive Anstrengung unübersichtlich. Wenn man nun an Über- und Durchsichtigkeit des eigenen Verstehens ein Interesse nimmt, hat man ein objektives (in der Unübersichtlichkeit des vorreflexiven sprachlichen Verstehens begründetes) Motiv zu philosophieren, von den verschiedensten subjektiven Motiven dazu ganz abgesehen. Damit, das Implizite explizit machen zu wollen, nimmt die sprachanalytische Philosophie das alte Motiv reflexiver Klärung auf, dessen klassische Formulierung die Frage nach²⁵ der Zeit von Augustinus von Hippo gewesen ist: „Quid est ergo tempus. Si nemo ex me quaerat, scio; si quaerentem explicare velim, nescio.“

²⁵ *Confessiones* XI 14. Übersetzung: „Was aber ist die Zeit? Wenn niemand mich fragt, weiß ich es; wenn ich es einem Fragenden erklären soll, weiß ich es nicht.“ Man weiß implizit, was Zeit ist (kann Ausdrücke für zeitliche Bestimmungen selbstverständlich verwenden), hat aber nicht die Übersicht für eine explizite Erklärung. Vgl. unten Abschnitt 6.

>Sprache<, >die Sprache< und >eine Sprache<

Formaler und sortaler Begriff der Sprache

Man betrachte folgenden Definitionsvorschlag:

'Übersetzung eines Textes' ist die Sinn-bewahrende Übertragung/Wiedergabe des Textes in eine(r) andere(n) Sprache als der, in der er ursprünglich verfasst worden ist.

In dem Definitionsvorschlag sind drei oder vier sprachlich-logische Grundbegriffe im Spiel: Der Begriff einer/der Sprache selbst; der Begriff der Übersetzung; der Begriff des Sinns und der eines Textes.

Der umfassendste Begriff ist sicher der einer Sprache. Ich habe mich in meinen Formulierungen nicht zwischen einer Verwendung, die den Ausdruck als sortalen Begriff konstruiert (da lässt er den – auch unbestimmten – Artikel zu, kann mit Quantoren verknüpft werden etc.), und einer Verwendung als gleichsam Singularetantum ('Sprache', 'DIE Sprache') entschieden. Das hat einen philosophischen Grund, der ironischerweise mit dem Problem der Übersetzung zusammenhängt.

Grundlegend ist gewiss die Verwendung als sortaler Begriff: 'eine Sprache' ist zunächst eine natürliche Sprache wie Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch etc.²⁶, bezeichnet also eines der Ensembles von Ausdrucks- und Darstellungsmitteln, die im sozialen Verkehr der Bevölkerungen der Länder, von deren Name der der Sprachen abgeleitet ist (oder umgekehrt, wer weiß das schon), vorherrschend Gebrauch findet. Stellen Sie sich nun vor, Siebänden sich, vielleicht durch den bösen Geist skeptischer Hypothesen, der in der Philosophie spukte, oder, science-fictional, durch Teleportation, an einem Ort wieder, an dem Wesen leben, die Ihnen selbst hinreichend ähnlich sind, damit sie vermuten könnten, dass das die Mäuler der Fremden in Bewegung haltende Benehmen, das sie zeigen, als Sprechen einer Sprache klassifiziert werden könnte – Sie verstehen aber *ex hypothesin* kein Wort. Wann könnten Sie in so einer fiktiven Situation sicher sein, dass es sich bei dem Verhalten der Fremden, unter die

²⁶ Wittgenstein: *Philosophische Grammatik* X.137: „... 'Sprache' ist für mich ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u.s.w., und noch verschiedene Zeichensysteme, die mit diesen Sprachen eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.“ - Im Hinblick auf das später erörterte interne Verhältnis von Bedeutung und Bedeutungserklärung kann hier schon angemerkt werden, dass es sich bei dieser Erklärung um die Form der Bedeutungserklärung durch Beispiele handelt. Ob sie verstanden wird, hängt davon ab, ob die Reihe der Beispiele vom Hörer sinngemäß fortgesetzt (und der Ausdruck entsprechend verwendet) werden kann. Wittgenstein hat sie für völlig respektabel gehalten und Sokrates dafür kritisiert, dass er eine solche Erklärung bei seinen 'Was ist?'-Fragen nicht einmal als vorläufige Antwort gelten lassen wollte. *Das Blaue Buch* 41 mit Bezug auf *Theätet* 146 D-7 C; vgl. 50f.

Sie gefallen sind, um den Gebrauch einer Sprache handelt? Doch erst, wenn die Hypothese an Geltung verliert, wenn sie verstehen lernen, was die Fremden sagen – und d.h. wenn sie ihre Sprache (Teile derselben) deuten und schließlich übersetzen können: Erst dann ist es für sie definitiv Sprache.

Diese Überlegung rechtfertigt den singularetantischen (philosophischen) Begriff 'Sprache' (vorzugsweise ohne Artikel), der logisch einen formalen Begriff ausdrückt, der die unter den sortalen Begriff fallenden Sprachen hinsichtlich ihres gemeinsamen Sprachseins klassifiziert. Zugleich lehrt sie etwas über diesen Begriff: Unter ihm, der nicht gebildet werden muss, aber kann, wird der Begriff einer Sprache hinsichtlich des Merkmals, das sie mit allen Sprachen teilt, koextensiv mit den Begriffen der Übersetzbarkeit und der Verständlichkeit: Was Sprache sein soll, muss grundsätzlich aus einer bestimmten in jede andere Sprache übersetzt werden können, weil es für Sprecher jedweder anderen Sprache verständlich sein muss.

Nun hatten wir Übersetzung eines Textes als Sinn-bewahrende Übertragung definiert. Wenn unter dem philosophischen Begriff der Sprache, was darunter fällt, mit dem gleich-umfänglich ist, was übersetzt werden kann und so verständlich ist, dann ist im Begriff der Sprache implizit der Begriff des Sinns enthalten. Sinn heißt ursprünglich 'Richtung' (wir haben die Grundbedeutung noch im 'Uhrzeigersinn'), aber, wie uns das *Grimm*'sche Wörterbuch sagt, in der neueren Sprache vornehmlich und fast ausschließlich 'Verständlichkeit': Sinn ist das, was verstanden werden kann.

Was hat diese Bedeutung von 'Sinn' mit seiner Grundbedeutung 'Richtung' zu tun? Hier ist der durchdringend metaphorische Geist der Sprache am Werk. Was verstanden werden kann, muss, sofern es eine sprachliche Äußerung ist, von jemandem zu verstehen gegeben worden sein. D.h. dahinter steckt eine Äußerungs*absicht*, ein 'intendierter Sinn' als Richtung, in der oder aus der das Geäußerte aufgefasst werden soll. Wenn das die 'Richtung' korrekt andeutet, in der der Sinn als sprachliche Verständlichkeit überhaupt verstanden werden kann und sollte (wenn damit der 'Sinn von 'Sinn' tendenziell richtig bestimmt ist), dann werden damit weitere wesentliche Merkmale des Sprachbegriffs thematisch.

Zunächst einmal ist Sprache wesentlich das Medium der Verständigung. Der amerikanische Sprachphilosoph Donald Davidson hat deshalb des Slogan gebildet: „There is no point in language beyond successful communication.“²⁷ Aber er hat dabei den Begriff der Verständigung implizit auf intersubjektive Kommunikation eingeschränkt. Es gibt aber auch

²⁷ Davidson: 'Dialectic and Dialogue', in: *Truth, Language, and History*, Oxford 2005, 258.

Verständigung im einsamen Gebrauch der Sprache, der traditionell und sehr missverständlich 'denken' genannt worden ist, und hinsichtlich solchen einsamen Gebrauchs muss man wohl sagen: Der Denker kommuniziert nicht mit sich, teilt sich nichts mit²⁸, aber worauf er im Überlegen kommt, das muss verständlich und mitteilbar sein. Ein völlig allgemeingültige Fassung des Slogans von Davidson könnte daher ungefähr lauten: „There is no point in language beyond sharable understanding.“

Wittgenstein hat das so ausgedrückt, dass der Begriff der Sprache deshalb nicht durch den der intersubjektiven Verständigung als Zweck definiert werden kann, weil man zwar sagen könne: Ohne Telefon (oder vergleichbare technische Mittel) kann man nicht zwischen Europa und Amerika sprechen, aber nicht sagen könne, ohne Sprache könnten die Menschen sich nicht verständigen, weil der Begriff der Sprache in dem der Verständigung *liegt*²⁹ (wobei dieser nicht auf intersubjektive Kommunikation beschränkt werden kann).

Dann ist er gleichbedeutend mit Sprache als Inbegriff des *Sinns*, als Inbegriff dessen, was verstanden werden kann. Eine andere Ausdrucksweise für dies begriffliche Verhältnis wäre zu sagen: Der Zusammenhang zwischen Sprache und Verständigung ist intern, er kann *nicht* nicht bestehen, der Verständigung zu dienen ist kein kontingentes Merkmal einer Sprache, sondern ihr Wesen (aber dabei hat 'Verständigung' immer über-intersubjektiven Sinn.)³⁰

Ein weiterer Aspekt dieses begrifflichen Kontextes ist in dem zu sehen, was er für den tätig handelnden Gebrauch einer Sprache in der Verständigung zur Konsequenz hat. Gebrauch ist Praxis, rekurrentes und rekurrierendes Tun. Es kann als Regeln (Regelmäßigkeiten) folgend beschrieben werden, die (zumindest) als erfolgreich Wege der Verständigung ermöglichend in einer Population, die sich der Sprache zur Verständigung bedient, konventionalisiert worden sind. Tatsächlich gelten die Regeln darüber hinaus mindestens deswegen auch normativ, weil sie in einer Lehr- und Lernpraxis tradiert und verwendet werden, so dass gesagt werden kann, dass der Gebrauch der Sprache eine normative (von als Vorschriften fungierenden Regelmäßigkeiten = Regeln regierte) Praxis ist, bzw., aus der Sicht des einzelnen

²⁸ Deswegen haben sowohl Davidson als auch Watzlawik ('Man kann nicht nicht kommunizieren') als auch Platon ('Denken ist ein Gespräch der Seele mit sich selbst') etwas nicht ganz Richtiges gesagt.

²⁹ Wittgenstein: *Philosophische Grammatik* X.140.

³⁰ Henrich und Habermas haben Fichte bzw. Hegel „ursprüngliche Einsichten“ zugeschrieben (Henrich Fichte die, dass Selbstbewusstsein nicht grundsätzlich als Reflexion verstanden werden könne; Habermas Hegel die, dass Geist grundsätzlich ein intersubjektives Medium sei). Wenn es sinnvoll wäre, auch einer deskriptiven, nicht konstruktiv verfahrenen Philosophie wie der Wittgensteins eine 'ursprüngliche Einsicht' zuzuschreiben, dann wäre Wittgensteins ursprüngliche Einsicht die in den internen Zusammenhang von Sprache, Verständigung und (wie sich zeigen wird) Welt – vgl. *Logisch-Philosophische Abhandlung* 4.014. Sie stand hinter den Intuitionen der Bildtheorie von Darstellung überhaupt und Satz im besonderen.

Sprachteilnehmers, die Beteiligung an einer solchen normativen Praxis. (Was der Lernende tut, wird nach Richtig und Falsch bewertet: 'Man sagt so-und-so, nicht so', 'Hier muss es heißen: ...' etc. etc.)

Erst in diesem Kontext hat die Frage nach der *Bedeutung* von Ausdrücken – der Ausdrucksweise habe ich mich bisher nur beiläufig und operativ, nicht thematisierend bedient – einen Sitz im Leben.

Man kann (sich) z.B. fragen: Was bedeutet 'jemandem etwas bedeuten?'. Diese Frage zielt auf den konventionellen Gebrauch der Redeweise. Auf eine solche Frage erwartet man eine lexikalische Explikation (das, was im Wörterbuch stehen könnte), hier also (wie ich vermute, nicht nachgeschlagen habe): 1. jemandem wichtig sein; 2. jemandem etwas zu verstehen geben, ohne es ausdrücklich zu sagen. Die Grammatik sagt uns, dass die erste Bedeutung sich einem intransitiven Gebrauch des Verbs 'bedeuten' verdankt, die zweite einem transitiven Gebrauch.

Wittgenstein hat vorgeschlagen, bei der Frage nach dem Verstehen von Ausdrücken, die wesentlich in Satzkontexte gehören, von der 'Frage nach der Bedeutung' zu sprechen, bei der Frage nach der Verständlichkeit von Sätzen und komplexeren sprachlichen Einheiten von der 'Frage nach dem Sinn'. Der Vorschlag von Wittgenstein³¹ wird keineswegs allgemein befolgt, aber es ist lehrreich, sich klar zu machen, warum es ratsam wäre, das zu tun.

Es ist vor allem angesichts der verwirrenden Vielfalt von Vorschlägen ratsam, die 'Bedeutung von Bedeutung'³² in einem als Richtsatz fungierenden Slogan anzugeben. Ich führe einige auf:

- (1) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist der Gegenstand, für den der Ausdruck steht. (Frege, Wittgenstein: LPA, Tarski, Carnap)
- (2) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist die Vorstellung, die man (der Sprecher/der Hörer) dabei hat. (Aristoteles?, Locke, Husserl, C.I. Lewis)
- (3) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist der Gebrauch des Ausdrucks in der Sprache. (Wittgenstein:PU, Alston)
- (4) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist seine Verwendungsregel.

³¹ Tatsächlich hat Wittgenstein das zuerst nicht vorgeschlagen, sondern dogmatisch behauptet – *Logisch-Philosophische Abhandlung* 3.3: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ Er hat sich aber in seiner Selbstkritik an diesen Kontrast wie an einen Vorschlag gehalten, insofern er den Ausdruck 'Sinn' nur in Bezug auf Sätze verwendet hat.

³² The meaning of >meaning< war der Titel eines hinsichtlich seines Behaviorismus auch schon von Wittgenstein kommentierten Buches von Ogden & Richards - vgl. *Philosophische Bemerkungen* III.21 b.

(Wittgenstein: PU, Quine, Tugendhat)

(5) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist das, was die Erklärung seiner Bedeutung erklärt. (Wittgenstein: PU, Tugendhat)

(6) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist seine Folgerungsmenge. (Carnap, D. Lewis, G. Harman; ähnlich, aber pragmatisch beschränkend: R. Brandom)

(7) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist sein Beitrag zu den Wahrheitsbedingungen des Satzes, in dem er auftreten kann. (Tarski, Davidson, Tugendhat)

(8) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist seine Wahrheitsbedingung (Tarski, Davidson, Quine), in letzter Instanz seine Verifikationsbedingung (Tugendhat).

(9) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist der Beitrag, den er zu Sprechakten leistet, die mit Sätzen, in denen er auftreten kann, ausgeführt werden können. (Searle, Habermas, Wellmer).

(1) ist Ausdruck der 'augustinischen Denkweise' über Bedeutung, deren Kritik bei Frege, Russell und sich selbst in seinem frühen Werk Wittgenstein zum Metathema seiner PU gemacht hat. Dabei wird vor allem an die Bedeutung von Substantiven gedacht und bzgl. Namen zusätzlich noch zwischen der Bedeutung und dem Träger eines Namens nicht unterschieden. Als Goethe gestorben ist, ist ein Träger seines Namens gestorben, aber nicht dessen Bedeutung. Also kann die Bedeutung eines Namens nicht der Gegenstand (Träger) sein, für den er steht.

(2) ist eine anderes durchgängiges Thema der Kritik in Wittgensteins PU. Peter Hacker hat in seinem ersten Wittgenstein-Buch³³ gezeigt, dass die Kritik die empiristischen Vorstellungen über Bedeutung von Sprachausdrücken z.B. bei Locke tatsächlich trifft. Wittgenstein hat gegen diese zentral so argumentiert: Wenn jemand sagte: 'Wenn Du um die Ecke kommst, siehst du einen roten Fleck an der Wand' ist es vielleicht plausibel anzunehmen, die Bedeutung von 'roter Fleck' sei dabei die Vorstellung, die im Hörer hervorgerufen werde (oder die er sich vor sein geistiges Auge bringe). Aber diese Plausibilität schwindet, wenn die Äußerung lautet 'Stell die einen roten Fleck vor' (dann führt die Vorstellungstheorie nämlich in den Regress).³⁴

³³ *Insight and Illusion*. Das Buch ist 1972 und 1986 in zwei sehr verschiedenen Versionen erschienen, aber dieser Punkt hat sich, soweit ich sehe nicht geändert: Vgl. 1986, Register und vor allem 255 ff.

³⁴ Vgl. *Das Blaue Buch* 30.- Ich gehe nicht auf die intentionalistische Bedeutungstheorie von Grice, Bennett und Schiffer (in Deutschland Meggle) ein, weil sie zugegebenermaßen einen spezielleren Begriff – speaker's meaning – zugrunde legt und soziale Bedeutung auf die Konventionalisierung von Sprecherbedeutungen zurückführen will. Das ist eine erklärende Theorie, aber nicht eine Bedeutung erklärende, denn sie ist konstruktiv und kausal bzw. funktional, also nicht rein deskriptiv. (Die „wichtige Einsicht in das Wesen der Zeichenerklärung, dass sich das Zeichen

(3) ist gewiss allgemeiner und grundsätzlich richtig, aber schon Wittgenstein selbst hat bei der Einführung dieser Erklärung in PU erklärt, sie gelte für eine große Klasse von Fällen, aber nicht für alle Fälle des Gebrauchs des Ausdrucks Bedeutung. (PU I 43) Bei dieser Einschränkung hat er an Verwendungen gedacht, in denen, wie es einmal heißt, die Bedeutung 'eine Physiognomie' ist (PU I 568) und das Bedeutungsverstehen ein Verstehen unter einem Aspekt. Es würde zu weit führen, darüber hier gründlich Auskunft geben zu wollen, fast ein Fünftel meines Studienkommentars zu den PU habe ich auf den Versuch einer Interpretation dieser Zusammenhänge verwendet. Aber die Anfänge können erläutert werden: Die nicht als Gebrauch erklärbaren Fälle von Bedeutung schließen an die Grundbedeutung von 'Bedeutung' an, wenn es von Nichtsprachlichem verwendet wird: Diese Grundbedeutung ist 'Wichtigkeit' (ein Mann von Bedeutung oder ein bedeutender Mann mag alles Mögliche sein, aber jedenfalls ist er wichtig in irgendeinem Zusammenhang)³⁵. In den Fällen von Bedeutung als Physiognomie muss der Witz oder die Wichtigkeit des sich so-und-so Ausdrückens aufgefasst werden (in diesem Fall – z.B. in Lyrik – ist die Bedeutung des Ausdrucks nicht wie bei 'Gebrauchs'-Bedeutung etwas, was durch einen gleichbedeutenden Ausdrucks einfach ersetzt werden kann; und Vorformen des kreativen Sprachgebrauchs wie in der Lyrik gibt es auch oft in normaler Kommunikation).

(4) Das ist gegenüber (3) kein völlig anderer neuer Vorschlag, sondern eine Spezialisierung im Interesse einer förmlichen Vereinheitlichung von Bedeutungserklärungen – sie werden auf die Form eines Regelausdrucks gebracht (das ist immer möglich, aber im normalen sprachlichen Verkehr selten nötig).

(5) hat Tugendhat aus Wittgenstein (PU I 560) entlehnt und zum Grundsatz der (seiner) sprachanalytischen Philosophie erklärt. Er ist gewiss richtig, weil analytisch – a priori – wahr. Wenn Bedeutung eines Ausdrucks etwas ist, was erklärt werden kann, dann ist sie das, was die

durch seine Erklärung ersetzen lässt ... bringt den Begriff dieser Erklärung in Gegensatz zu dem der Kausalerklärung.“ *Philosophische Grammatik* IV.53.) – Wenn unter der 'Vorstellung' des Sprechers seine Absicht bei seiner Äußerung verstanden würde und bei der 'Vorstellung' des Hörers an sein Erraten dieser Absicht gedacht würde, dann wäre ein Analogon zu Wittgensteins Kritik am drohenden Regress möglich. Sie trifft jedes tertium quid, dass zwischen Bedeutung/Sinn und Verstehen geschoben werden sollte. Wittgenstein hat den allgemein gültigen Punkt vor allem gegen das tertium quid einer Deutung, auf die Verständnis in Interpretationstheorien zurückgeführt wird, geltend gemacht, indem er nachwies, „dass es eine Auffassung der Regel gibt, die *nicht eine Deutung* ist; sondern sich, von Fall zu Fall der Anwendung, in dem äußert, was wir 'der Regel folgen', und was wir 'ihr entgegenhandeln' nennen.“ (PU I 201)

³⁵ Die Einsicht ebenso wie schon die Anwendung auf sprachliche Bedeutung stammen von Wittgenstein, ist bei ihm aber eine beiläufige Bemerkung geblieben: *Das Blaue Buch* 20 (engl. 5)

Erklärung seiner Bedeutung erklärt. Die interessante Frage ist aber, wie sehen Bedeutungserklärungen aus, was alles lassen wir (in Beantwortung der umgangssprachlichen Fragen 'Wie meinst du das? // Was willst du damit sagen/zu verstehen geben?// Wie soll ich dich hier verstehen?') als solche Erklärungen zu?

Die Bedeutungserklärungen/Definitionen lassen sich grob in verbale und ostensive einteilen.³⁶ Und über die Struktur der Sprache lernt man etwas sehr Grundlegendes, wenn man über die Implikationen der Praxis der hinweisenden Erklärung oder ostensiven Definition nachdenkt. Alle Ausdrücke zunächst für Erfahrbares (Wahrnehmbares) sind ostensiv erklärbar, durch Aufweis eines Musters, auf das der Ausdruck gleichsam 'geeicht' wird.³⁷ Wenn man sich fragt: Gehören die Elemente der Wirklichkeit / Welt, die als Muster in Bedeutungserklärungen verwendet werden, zur Wirklichkeit / Welt oder zur Sprache, dann wird man ausweislich der Praxis, von Mustern anstelle verbaler Erklärungen bei Missverständnissen Gebrauch machen zu können (denken Sie an Farbmuster), nach Wittgensteins Formulierung am wenigsten Verwirrung damit anrichten³⁸, dass man sie zu(r) / (den Werkzeugen der) Sprache rechnet. D.h. aber, dass es zwischen Sprache und Wirklichkeit / Welt nicht, wie die Philosophie im Banne der Nachwirkung des erkenntnistheoretischen Subjekt/Objekt-Denkens jahrhundertlang gemeint hat, ein zu überbrückender Hiatus besteht, sondern vielmehr ein interner Zusammenhang.³⁹ Für einen der beiden Totalitätsausdrücke 'Wirklichkeit' oder 'Welt' muss man

³⁶ Wittgenstein: *Das Blaue Buch* 15.

³⁷ Nietzsche hat in erkenntnistheoretisch idealistischem Kontext davon gesprochen, dass wir mit der Sprache „gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge betreiben.“ Die Praxis der hinweisenden Erklärung gibt dem einen sprach-deskriptiv einlösbaren und eingelösten Sinn.– Der Ausdruck 'Eichung auf Standardgegenstände' (calibration on standard objects) für diese sprachliche Technik stammt von David Pears (*The false Prison*, 2 Bde., 1988/89). Er erklärt sie als den grundlegenden Stabilisator von konventioneller Bedeutung neben der „Übereinstimmung in Urteilen“, die Wittgenstein (*Philosophische Untersuchungen* Abschnitt 242) für gleich fundamental erklärt hat. (Zu den Urteilen, um die es dabei vor allem geht, vgl. PUI 201 und oben Fn 8.) Das pragmatische Bild der Sprache, dass sich im Zusammenhang dieser deskriptiven Grundeinsichten ergibt, ist folgendes: Wir machen uns Regelmäßigkeiten der Wirklichkeit, nämlich die Stabilität und Gleichartigkeit von bestimmten Zügen in ihr, zu normativen Regeln, indem wir Elemente der Wirklichkeit zu Mustern machen, auf die Ausdrücke geeicht sind. Das ist ein sprach-deskriptiv einlösbarer Sinn von Bacons Grundsatz *natura non nisi parendo vincitur*: Nur indem wir unser Verhalten (im Gebrauch unserer Wörter) den Regelmäßigkeiten der Wirklichkeit anpassen (unterwerfen), erhalten wir den begrifflichen Zugriff auf sie, den es braucht, um sie erkennen zu können. Zugleich ist das Bild geeignet, einen anderen humanistischen Grundsatz zu korrigieren, Vicos *verum et factum convertuntur*. Das grundlegend durch ostensive Definitionen gestiftete interne Verhältnis von Sprache und Welt (als Inbegriff alles Verständlichen) betrifft den Sinn, die Verständlichkeit, nicht Wahrheit-oder-Falschheit. Also hätte Vico sagen sollen: non verum, sed intelligendum et factum convertuntur.

³⁸ *Philosophische Untersuchungen* Abschnitt 16

³⁹ Dieser zeigt, dass das durch die mathematische Logik nahe gelegte Bild der Sprache als einer formalen Struktur, der durch Zuordnung eines Modells eine Semantik gegeben wird, auf natürliche Sprache nicht anwendbar ist: „Die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepasst wird.“ (*Philosophische Grammatik* IV.46)

sagen, dass zwischen dem von ihm Bezeichneten und der Wortsprache ein interner, wesentlicher Zusammenhang – ein Sinn-Zusammenhang besteht.

Natürlich besteht *auch* ein externer Zusammenhang – welchen Sinn ein Satz hat (und ob er einen hat), bestimmt sein interner Zusammenhang mit der Welt als Inbegriff alles Verständlichen (ich entscheide mich aus hier nicht dargelegten Gründen für Welt als den Totalitätsbegriff in der Dimension des Sinns, der Verständlichkeit⁴⁰), ob er tatsächlich wahr ist oder falsch, hängt davon ab, wie es sich wirklich verhält – von der Wirklichkeit.

Dabei ist zwanglos eine andere wichtige Einsicht verwendet: Wenn zwischen Sinn und Wahrheit - vs.- Falschheit (bzw. Erfüllung vs. Nichterfüllung) stabil unterschieden wird, geht damit ein Vorrang des Sinns einher. Bevor nämlich die Frage untersucht werden kann, ob eine Satz wahr oder falsch ist (erfüllbar/erfüllt oder nicht), muss geklärt sein, dass er Sinn hat (verständlich ist) oder wie er zu verstehen ist.⁴¹ Unser Verstehen der Wirklichkeit bewegt sich in einem logisch-sprachlich aufgespannten Raum von Möglichkeiten.

(6) ist ein Vorschlag, der die Möglichkeit einer formalen Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen für gegeben hält. Solche Theorien sind bisher nur programmatisch und für Fragmente natürlicher Sprachen vorgeschlagen worden. Das ist kein Zufall, denn zwei Bedingungen, die in natürlichen Sprachen ubiquitär sind, scheinen einer auch nur entfernt vollständigen Ausführung dieser Programme entgegen zu stehen: Erstens die nicht nur lexikalische, sondern auch syntaktische und pragmatische Metaphorizität, die die natürliche Sprachen durchzieht.⁴² Technisch lautet der Einwand: Folgerungsbeziehungen sind nicht Gegenstandsbereichs-neutral (topic-neutral). Zweitens setzen die formalen Programme den Begriff der Abschließbarkeit oder Vollständigkeit der Sprache voraus (sonst sind Folgerungsmengen nicht bestimmt), aber

⁴⁰ Wittgenstein ist in *Logisch-Philosophische Abhandlung* genau entgegengesetzt verfahren. Ich habe die Probleme zwischen Satz 1(.1) und 2.04-2.063 mehrfach analysiert und bin zu meiner von Wittgenstein abweichenden Schlussfolgerung zuerst in *Wittgensteins Revolution* gekommen (auf www.emilange.de)

⁴¹ Bezüglich des Sinns einer Frage hat Kant in Aufnahme eines schon von Polybios überlieferten antiken Sprichworts den Vorrang des Sinns festgehalten: „Denn wenn die Frage an sich ungereimt ist, und unnötige Antworten verlangt, so hat sie, außer der Beschämung dessen, der sie aufwirft, bisweilen noch den Nachteil, den unbehutsamen Anhörer derselben zu ungereimten Antworten zu verleiten, und den belachenswerten Anblick zu geben, dass einer (wie die Alten sagten) den Bock melkt, der andre ein Sieb unterhält.“ (*Kritik der reinen Vernunft* B 82-3/A 58).

⁴² Ein Beispiel für pragmatische Metaphorizität, das ich analysiert habe, betrifft das Verhältnis von Anredepraxis gegen über natürlichen Personen und religiöser Gebetspraxis. (Vgl. „Gott“ : ...“ in der Rubrik 'Versuche' auf www.emilange.de). – Eine lexikalische Metapher mit weitreichenden syntaktischen Konsequenzen steht im Zentrum von Wittgensteins Philosophie der Psychologie: Um z.B. auch nur den Anfang mit der Erklärung unserer psychologischen Redeweisen machen zu können, muss man auffassen – physiognomisch verstehen – dass und mit welchen Folgen das 'psychisch Innere' eine grundlegende stehende Metapher ist, die nichts an den Strukturen und dem Vokabular der Sprache für physische Dinge und Massen, Ereignisse und Prozesse so lässt, wie es da ist.

natürliche Sprachen sind wesentlich Ausdrucksmittel, die, nicht zuletzt aufgrund der ihnen eigenen Metaphorizität, ständig erweitert und verändert werden. In entstellter Form erkennen die formalen Bedeutungstheorien das in ihrer Lehre von der 'Kreativität' der Sprache an (Wittgenstein: LPA, Davidson, Chomsky). Obwohl als Programme mit Totalitätsanspruch wohl aussichtslos, sind Versuche in diesem Metier theoretisch und philosophisch äußerst lehrreich.⁴³

Schon zu (5) war auf den Umstand einzugehen, dass gewisse Ausdrücke der Sprache wahr oder falsch sein können. Und auch (6) bezieht sich in erster Linie auf Sätze, insofern Folgerungen in erster Linie zwischen Sätzen bestehen. Nun sind **Sätze** in (einer/jeder) Sprache gewiss auch **Ausdrücke**⁴⁴, komplexe Ausdrücke aus mehreren selbständigen Ausdruckseinheiten, die auch in andere Sätze eintreten können. Aber man sollte die pragmatisch-logische Auszeichnung von Sätzen: die kleinste Einheiten in der Sprache zu sein, mit deren isolierter Verwendung etwas gesagt (ein Sprechakt ausgeführt – ein Zug im Sprachspiel gemacht werden) kann, durch Annahme von Wittgensteins Vorschlag bezüglich einer terminologischen Konvention für die Verwendung von 'Bedeutung' und 'Sinn' berücksichtigen. Wörter/Ausdrücke haben danach Bedeutung, Sätze als funktionale Komplexe aus Wörtern haben Sinn.

(7) bis (9) sind Vorschläge, die sich sämtlich auf Sätze beziehen. Naiver Weise ist gegen (7) durchaus einzuwenden, dass die Wahrheitsbedingung allein nicht die 'Bedeutung' (den Sinn) eines Satzes bestimmen kann, weil ja gar nicht alle Sätze wahr oder falsch sein können. Aber dem können Wahrheitssemantiken leicht begegnen. Die Satzarten, die als Nicht-Aussagesätze nicht unmittelbar wahr oder falsch sein können (Befehlssätze, Wunschsätze, Fragen), haben doch eine intentionale Beziehung zur Wirklichkeit, können erfüllbar sein oder nicht (Dimension des Sinns) und können faktisch erfüllt werden/sein oder nicht (Dimension analog zu wahr-falsch). Also könnte eine Wahrheitssemantik für den deskriptiv-kognitiven Gehalt einer Sprache aufkommen, der auch in die praktischen Verwendungsweisen der Sprache ('Fiats') eingeht.

In eine pragmatische Sprachauffassung nach Wittgenstein sind sämtliche Satz-bezogenen

⁴³ Ihre Funktion für philosophisches Verständnis ist analog zu der, die Wittgenstein Logik-Kalkülen und einfachen Sprachspielen zugeschrieben hat: „als *Vergleichsobjekte*, die durch Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ein Licht in die Verhältnisse unsrer Sprache werfen sollen.“ (PU I 130)

⁴⁴ *Logisch-Philosophische Abhandlung* 3.31: „Jeden Teil des Satzes, der seinen Sinn charakterisiert, nenne ich einen Ausdruck (ein Symbol. (–) (Der Satz selbst ist ein Ausdruck.) ...“

Vorschläge zur Erklärung von 'Bedeutung' für Teile der Sprache ('Sprachspiele') integrierbar über die Grundbedeutung von Bedeutung: Wichtigkeit. Bezüglich sprachlicher Gebilde ist die 'die Bedeutung' (den Sinn) ausmachende Wichtigkeit die, was zu verstehen ist / gegeben wird.

Bezüglich Sätzen, die Sachverhalte beschreiben und zu behaupten erlauben, ist eben wichtig zu verstehen, welche Sachlagen damit vereinbar sind, dass der Satz wahr ist, und welche nicht – das nennt sich technisch seine Wahrheitsbedingung. Bezüglich eines Subjektausdrucks in einem singular prädikativen Satz z.B. ist wichtig zu verstehen, von welchem Gegenstand mit ihm die Rede ist (für welchen er 'steht'), bezüglich des Prädikats in einem solchen Satz ist wichtig zu verstehen, mit welchen anderen Gegenständen der von Subjektausdruck bezeichnete unter einem Gesichtspunkt zusammengefasst wird (und von welchen weiteren anderen Gegenständen er damit abgegrenzt wird). Die Struktur des Satzes ist verstanden, wenn verstanden ist, dass seine Bestandteile diese unterschiedlichen Funktionen erfüllen: die Aufmerksamkeit auf eine Gegebenheit fokussieren und dann das Fokussierte charakterisieren.

Wenn man dem eben gebrauchten Satz nachhört, dann wird man ein Ungleichgewicht in seiner Formulierung finden: Der erste Teil gibt eine psychologisch-pragmatische Funktion eines semantischen Tatbestands an – das die Aufmerksamkeit fokussieren (auf etwas richten) als Funktion des Bezeichnens / Hervorhebens, das ein Subjektausdruck leistet. Der zweite Teil gibt einfach die semantische Funktion des Prädikats als Charakterisieren an. Um das Ungleichgewicht zu beseitigen kann ich mich einer Formulierung des Aristoteles bedienen – bzw. der Übersetzung einer Formulierung des Aristoteles durch Rolfes: psychologisch-pragmatisch bringt im Prädikat eines Subjekt-Prädikat-Satzes der Sprecher „seine Aufmerksamkeit zum Stehen“, der Hörer „lässt seine Aufmerksamkeit zum Stehen bringen“.

(*De Interpr.* Kap.3, 16 b) Aristoteles meint allerdings, dies bewirke schon das Aussprechen / Hören eines isolierten Wortes. Das zeigt, dass bei ihm die durchaus vorhandene Betonung des Vorrangs des ganzen Satzes für das etwas zu Verstehen Geben noch nicht den sprachanalytischen Akzent setzt (das liegt auch am Mentalismus, der Auffassung der Laute, aus denen der Satz gebildet wird, als „Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen“;

De Interpr. Kap. 1, 16 a).

Inwiefern ist sprachanalytisch richtig, dass im Prädikat die Aufmerksamkeit zum Stehen kommt (kommen kann)? Nun, ein Satz gibt eine abgeschlossene Darstellung einer Sachlage (/... kann ... geben) und damit die Gelegenheit zur Frage 'ist es wahr?', 'ist, was gesagt wird, richtig?' Damit wird die sprachreflexiv / normative Ebene betreten (betretbar) und der Fluss der

darstellenden, mitteilenden Rede unterbrochen. Es ist beim Verständnis von darstellenden (deskriptiven) Sätzen auch wichtig zu verstehen, dass sie für sich diese Möglichkeit eröffnen.

Bei einem Satz mit 'Es gibt (ein) ...' ist wichtig zu verstehen, dass das Prädikat des Satzes auf wenigstens eine Gegebenheit wahrheitsgemäß anwendbar sein muss, bei einem Satz mit 'alle' dass in der Anwendung des Prädikats auf die relevante Vielheit keine Ausnahme gemacht werden soll.

Bezüglich einem von 'Es ist möglich, dass ...' regierten Satz ist wichtig zu verstehen, dass er Sinn hat, verständlich ist, aber noch nicht feststeht (klar ist), ob er wahr ist oder falsch. Bei einem im Satz auftretenden 'wirklich' ist wichtig zu verstehen, dass der die Gegebenheit beschreibende Satz wahr ist. Bei einem auftretenden 'notwendig' ist wichtig zu verstehen, dass der die Gegebenheit beschreibende Satz nicht falsch sein kann etc. etc. Und wenn das jeweils nicht klar ist, kann nach Klärung gefragt werden und die Antworten sind Bedeutungserklärungen.

An der ständigen Möglichkeit, nach Bedeutungserklärungen zu suchen und zu fragen, wird schließlich der ausgezeichnete Charakter der menschlichen Satzsprachen gegenüber allen anderen Ausdrucks- und Darstellungsmedien, insbesondere aber auch gegenüber tierischen Signalsprachen deutlich: Menschliche Satzsprachen sind insofern *universelle* Medien des Ausdrucks und der Darstellung, als sie dazu benutzt werden können, ihre eigenen Elemente und Komplexe, ihre eigenen Ausdrucksweisen zu erklären. Wenn in den anderen von Menschen gebrauchten Ausdrucksmedien (z.B. bildlichen und skulpturalen Darstellungen, Musik, Tanz, Schauspiel) etwas nicht verstanden wird und deshalb erklärt werden muss/soll, dann muss sich der Sprache bedient werden – die Sprache aber kann das ganz weitgehend für sich selbst. Das macht sie nicht nur universell, sondern gibt ihr einen Universalitätsanspruch. [Allerdings kann die Sprache nicht vollständig erklärt und z.B. durch Erklärungen gelehrt/gelernt werden. Das/ein Fundament der Sprache muss durch Nachahmung und Training/Abrichtung erworben werden, soviel, dass man überhaupt Unverständnis ausdrücken und nach Erklärung fragen kann. Wittgenstein hat das in den Merkspruch gefasst: Am Grund aller Erklärung liegt die Abrichtung. Das sollten Erzieher bedenken.⁴⁵]

⁴⁵ Zettel Abschnitt 419.

Weisen des Begreifens – Arten von Begriffen

Nachträgliche logische Propädeutik

I.

Wittgenstein (LW) bemerkt einmal, dass was mit dem Ausdruck >Begriff< gemeint sein kann, vage oder unbestimmt ist.

Der Ausdruck >Begriff< gehört in den Kontext klassifizierenden Sprechens (Gebrauchs der Sprache) und bezeichnet grundlegend entweder den in einer Sprachäußerung verwendeten Klassifikationsausdruck selbst oder das von ihm Bezeichnete. An diese Zweideutigkeit ist die Alternative die zwischen einer intensionalen und einer extensionalen Auffassung eines Begriffs geknüpft.⁴⁶ Die intensionale Auffassung betont den Aspekt dessen, was mit dem Gebrauch des Ausdrucks zu verstehen gegeben wird (werden kann), *was er bedeutet* und was verstanden werden soll; die extensionale betont den Umfang dessen, worauf der Ausdruck zutrifft (angewendet werden kann), *worauf er sich bezieht*.

Vagheit oder Unbestimmtheit eines Begriffs hat LW in *Philosophische Untersuchungen* (PU), seinem aus dem *Nachlass*⁴⁷ publizierten zweiten Hauptwerk, am Beispiel des Ausdrucks >Spiel< erörtert. (PU §§ 66-71) Er setzt sich dabei vor allem mit einer Auffassung auseinander, die er selbst in seinem einzigen zu Lebzeiten veröffentlichten Buch *Logisch-Philosophische Abhandlung* (LPA) die „Forderung der Bestimmtheit des Sinns“ genannt hat (3.23), die im Hinblick auf Begriffe zu der Auffassung verleitet, vage, unbestimmte, nicht klar begrenzte Begriffe seien eigentlich gar keine Begriffe (PU § 71: „Aber ist ein verschwommener Begriff überhaupt ein *Begriff*?“) Er macht dagegen geltend, dass z.B. die Aufforderung „Halte dich ungefähr hier auf!“ durchaus Sinn hat (verständlich ist) und dass nicht an allen Stellen durch Regeln bestimmte Begriffe gerade das sind, was für alltagssprachliche Kommunikation erforderlich ist (weil sie Anknüpfungen der verschiedenen Idiolekte aneinander erleichtern).

Von der Frontstellung gegen >Bestimmtheit des Sinns< ist auch die Bezeichnung gekennzeichnet, die LW für seine konträre Auffassung wählt – die Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen, die die unter einen verschwommenen Begriff gefassten Gegebenheiten aufweisen, seien >Familienähnlichkeiten< (PU § 67).

⁴⁶ Vgl. Rudolf Carnap: *Meaning and Necessity*, Chicago & London ²1956, Kap. I : The Method of Extension and Intension.

⁴⁷ *Wittgenstein's Nachlass* – Text and Facsimile Edition, Oxford UP 2000.

II.

Von daher hätte LW die Möglichkeit gehabt, auch die Ähnlichkeiten, die die im folgenden unterschiedenen, unter den Begriff des Begriffs fallenden Arten von Begriffen aufweisen, als Familienähnlichkeiten zu bezeichnen. Er hat das nicht getan und auch nicht versucht, eine andere Charakterisierung zu geben.

Im Hinblick darauf ist zu bedauern, dass er auch eine in LPA getroffene Unterscheidung nicht wieder aufgenommen hat – die Unterscheidung zwischen *materialen* und *formalen* Begriffen. Sie hätte ihm ermöglicht, >Begriff< selbst als einen formalen Begriff (ausdrückend) zu erklären.

Materiale Begriffe sind solche, die in der Wahrnehmung oder im tätigen Umgang Gegebenes klassifizieren. Die einfachsten Beispiele sind singulär prädikative Sätze von der Art >Der Tisch // ist rund.< Dem Subjekt dieses Satzes, das implizit von anderen Artefakten oder natürlichen Objekten unterschieden ist, wird im Prädikat eine wahrnehmbare (geometrische) Eigenschaft zugeschrieben, die implizit von anderen geometrischen und überhaupt anderen Eigenschaften (z.B. solchen, die unter den Begriffe der Farbe fallen) unterschieden ist. Solche Sätze dienen also zum Klassifizieren-und-Unterscheiden. Ihr Subjekt gibt den Bezug an, ihr Prädikat etwas über diesen Bezug zu verstehen.

Materiale Begriffe bilden auch Begriffshierarchien unter allgemeineren Oberbegriffen. Nehmen wir zum Beispiel den durch >Lebewesen< ausgedrückten Begriff. Er ist Oberbegriff mindestens zu >Pflanzen< und >Tieren<. >Pflanze< wiederum ist mindestens Oberbegriff zu >Bäume<, >Sträucher<, >Blumen<, >Gras< etc., >Bäume< zu >Laubbäume<, >Nadelbäume< etc.

Analog zu biologischen Unterscheidung zwischen einer Gattung (z.B. Säugetiere) und ihren Arten (Katzen, Hunde, Schweine, Rinder etc.) sind die Oberbegriffe bestimmter Stufen *Gattungsbegriffe* genannt worden. Von einem Versuch der Bestimmung solcher Stufen will ich absehen und nur bemerken, dass Begriffe 1. Stufe ostensive Erklärung allgemein zu lassen, Begriffe höhere Stufen nicht (allgemein). Aufgrund dieser Unterscheidung werde ich alle Oberbegriffe im Unterschied von den materialen Begriffen 1. Stufe (für das in Wahrnehmung und tätigem Umgang Gegebene) *generische*⁴⁸ Begriffe nennen. Danach unterteilen sich die materialen Begriffe in solche erster Stufe und generische Begriffe.

⁴⁸ Von lateinisch *genus* (= Gattung)

Schon im Hinblick auf die Begriffshierarchien unter generischen Begriffen stellt sich formal das Problem, ob es ein *summum genus* oder ein *genus generalissimum* – eine höchste oder allgemeinste Gattung – gibt, z.B. das Sein. In der aristotelischen Tradition ist diese Frage mit Hilfe einer Begriffsbildung, die im übernächsten Abschnitt thematisiert wird (>Kategorie<) negativ entschieden worden.

III.

Von *formalen* Begriffen zu reden, ist eine Erfindung LWs in LPA. Er war dort zentral an der Bestimmung der allgemeinen Form des Satzes (4.5, 6) interessiert und an der formalen Logik Freges und Russells orientiert. Die Unterscheidung der formalen von materialen oder >eigentlichen< Begriffen (4.1272, 4. Absatz) erläutert er daher am 'Begriff' des Gegenstandes und erklärt formale Begriffe als *Variable* (4.1271-2) – analog zur Gegenstandsvariablen >x< in der Prädikatenlogik 1. Stufe –, *die mit jeder ihrer Instanzen schon gegeben ist* (4.12721). Wenn der Ausdruck >Gegenstand< als eigentliches Begriffswort verwendet wird, „entstehen unsinnige Scheinsätze“ – Sätze, die nur (schul)grammatisch Sätze sind und mit denen man nichts zu verstehen geben kann, z.B. >Ein Tisch ist ein Gegenstand<. Auf die Äußerung dieses Satzes könnte man nur entweder >Unsinn< oder >Natürlich, was soll er denn sonst sein< antworten. Im Sinn dieser Ambivalenz ist eine Äußerung des Satzes unsinnig = unverständlich und reflektiert nur, dass mit >Tisch< auch schon >Gegenstand< gegeben ist.

Der substantivische Ausdruck >Gegenstand< entspricht dem unbestimmten (indefiniten) Pronomen >etwas<. Wenn er eine Variable ausdrückt, dann auch das ihm entsprechende indefinite Pronomen.

Eine Grundeinsicht in unser alltägliches Begriffssystem gewinnt man nun, wenn man darauf aufmerksam wird, dass zwar nicht die formale Logik, wohl aber unsere Alltagssprache ein zu >etwas< kontrastierendes, gleich grundlegendes anderes indefinites Pronomen enthält, nämlich >jemand<. Ihm korrespondiert das Substantiv >Person<, wie dem Pronomen >etwas< das Substantiv >Gegenstand<. Im Gebrauch der Unterscheidung Person / Gegenstand folgen wir de facto den Regeln: >Wer Person ist, ist nicht nur Gegenstand; was nur Gegenstand ist, ist nicht Person.< Personen sind, wie schon Aristoteles, ohne den Personenbegriff zu haben, festgehalten hat, wesentlich sprechende (über eine Satzsprache verfügende) Lebewesen (zoa

logon echonta⁴⁹). Deswegen habe ich sie oben nicht unter den Beispielen für >Tiere< aufgeführt. Eine Satzsprache zu sprechen ist humanes Alleinstellungsmerkmal, lässt Menschen Personen werden und sein und unterscheidet sie dadurch von allen anderen Lebewesen (vor allem Tieren, die allenfalls über Signalsprachen verfügen).

IV.

Zwar hat LW den Ausdruck >formaler Begriff< zuerst geprägt und erklärt. Ich hätte mir aber die bisher gegebene Einführung doxographisch-exemplarische Einführung 'von unten' durch eine Beobachtung bezüglich der einfachsten (singulär-prädikativen) Subjekt-Prädikat-Sätze dogmatisch sparen können. Mit dem Gebrauch solcher Sätze nämlich sind nicht nur die in ihnen gebrauchten materialen Begriffe gegeben, sondern auch schon zwei universelle formale Begriffe: >Thema der Rede< und >Inhalt der Rede<. Im Fall des singulär-prädikativen Satzes sind sie das, *worauf* der Subjekt-Ausdruck *sich bezieht*, und das, *was* mit dem Prädikat-Ausdruck über den Bezug des Subjekt-Ausdrucks *gesagt wird* (Bezug/Referenz vs. Bedeutung). >Thema einer Rede< ist gleichzeitig der abstrakte Sinn von >Gegenstand< im Kontrast zu >materielles Objekt<. Zu einem solchen Gegenstand einer Mitteilung oder Unterhaltung/Diskussion kann Alles werden ('Alles' in sensu diviso, d.h. alles Einzelne). Zum Inhalt der Rede kann alles werden, was überhaupt verstanden werden kann = sinnvoll ist. Damit ist nach dem Ausdruck >Bedeutung< mit >Sinn< der zweite sprachreflexive Grundbegriff erreicht. Der dritte, >Wahrheit<, sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. >Wahrheit< ist die auf Aussagen bezügliche Form des Richtigen im Unterschied zum Falschen, und das Richtige ist der formale Gegenstand allen ernsthaften Sprechens (sein >Ziel<).

Etwas dem Ausdruck >formaler Begriff< Gemeintem ganz Ähnliches ist der Philosophie spätestens seit Aristoteles und seiner Rede von >Kategorien< bekannt. Aristoteles hat 10 Kategorien aufgelistet:

- (1) Substanz; (2) Quantität; (3) Qualität; (4) Relation; (5) Raum; (6) Zeit;
- (7) Lage; (8) Haben; (9) Tun; (10) Leiden.⁵⁰

Nach Aristoteles hat erst Kant aus eigener Konzeption wieder über Kategorien gehandelt (und neuerdings Brandom, auf den ich hier nicht eingehe⁵¹). Kant hat Aristoteles vorgeworfen,

⁴⁹ *Politik* 1253 a 14 ff.

⁵⁰ *Cat.* Kap. 2.

⁵¹ Robert Brandom: *Between Saying & Doing – Towards an analytical Pragmatism*, Oxford UP 2008.

seine Liste nur „rhapsodisch aufgerafft“ und nicht aus einem Prinzip gewonnen zu haben. Er glaubte, in einer für vollständig gehaltenen Tafel der möglichen Urteile ein solches Prinzip gefunden zu haben und hat aufgrund dieser zwölf Kategorien in einer homologen Tafel der Kategorien aufgeführt.⁵²

Zumindest Kants Kritik an Aristoteles kann man im Blick auf dessen Liste insofern etwas abgewinnen, als unklar ist, inwiefern sich verschiedene der genannten Kategorien voneinander unterscheiden. Als Beispiele für (1) nennt Aristoteles >Mensch; Pferd< und dokumentiert damit nicht nur, dass er die von ihm selbst entdeckte *differentia specifica* der Menschen als (eine Satzsprache) sprechend und damit Personen seiend nicht in ihrer Tragweite überschaut, sondern auch, dass er Lebewesen auf bloße räumlich selbstständige Einheiten zu reduzieren bereit ist. Für (8) gibt er als Beispiele >liegt; sitzt<, die als Instanzen von (5) – räumliche Stellung von Menschen –, oder (9) – Verhaltensweisen des Menschen als Weisen des Tuns – verstanden werden sollten. Mit (9) und (10) fundamentalisiert er die Unterscheidung Aktiv/Passiv, die ebenfalls als Modifikation von (9) allein – des Tuns – verstanden werden kann.

Kants Tafel der Urteile und daher der Kategorien vermischt grammatische, logische und epistemologische Gesichtspunkte der Einteilung und fasst daher auch Urteile zusammen, die zu trennen es Gründe gibt. Dies in der Sache zu diskutieren, fehlen mir vor allem historische Kenntnisse.⁵³ Aber der allgemeine Punkt, die Urteilstafel gebe einen „Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe“ (KrV B 95 ff./A 70 ff.) und damit der Anspruch auf Vollständigkeit welcher Liste von Kategorien immer, bedarf im Kontext meiner Fragestellung nach Arten von Begriffen der Diskussion.

Wenn Kategorien eine Gruppe von formalen Begriffen im Sinne LWs sind – dafür sprechen die Titel von zumindest (1)-(6) der aristotelischen Liste – und eines ihrer Merkmale ist, mit jeder ihrer Instanzen schon gegeben zu sein, dann kann es kein *internes* Kriterium für die Vollständigkeit einer ihrer möglichen Listen geben (wie Kant im Vermögen zu urteilen gefunden zu haben glaubte), sondern nur ein *externes* aus der Beschränkung der Betrachtung auf einen sinnvoll abgrenzbaren Redebereich. Denn das genannte Merkmal formaler Begriffe impliziert, dass ihre ausdrückliche Bildung optional ist und dass im Hinblick auf neue Redebereiche (man denke an den im Zusammenhang mit Rechenmaschinen/Computern

⁵² Kant: *Kritik der reinen Vernunft* B 95 / A 70 und B 106 / A 80.

⁵³ Vgl. für einen Überblick über die historischen Einwände Art. *Urteil*; III. *Urteilsformen* in HWPB Bd. 11, Spalten 455-8.

ausgebildeten) neue formale Begriffe gebildet werden – Kant hätte gesagt: entspringen – können. In diesem Sinn habe ich versucht, die Reihe der formalen Begriffe des Alltagsverstehens anzugeben.⁵⁴

V.

Zum Problem eines *summum genus* und damit zu der Frage, ob Kategorien in die Hierarchie der generischen Begriffe an ihre Spitze(n) gehören.

Wie erwähnt, ist diese Frage in der aristotelischen Tradition bereits diskutiert und negativ entschieden worden. Allerdings mit der Auskunft, die aristotelischen Kategorien seien *summa genera* und bildeten die Spitzen der Hierarchien irreduzibel pluraler generischer Begriffe.

Das Argument dafür war, dass ein *summum genus* alle seine Differenzen enthalten müsste und damit widersprüchliche, unsinnige Begriffsbildungen erlaubte.

Von Wittgenstein her legt sich eine andere Auffassung nahe, zu der ich die Anregung der Diskussion in mails mit Jens Kulenkampff (Erlangen) verdanke. Er schrieb mir zu >formalen Begriffen< am 14. Januar 2023:

Irgendwie stimmt es ja, dass es sich um allgemeinste zusammenfassende Begriffe handelt, nur dass sie sich nicht gut so verstehen lassen, als landete man schlussendlich bei ihnen, wenn man die Leiter der materialen Begriffe nur hoch genug hinaufsteigt. Sie stehen gewissermaßen neben den materialen Begriffen oder in einem gewissen Sinne sogar vor ihnen, wie man eben daran sieht, dass derjenige, der z.B. ernsthaft fragt, ob Computer Personen sind (oder Bewusstsein oder Gefühle haben), schon einen Fehler gemacht hat, weil er unter der Hand, was ein Artefakt ist, unter die Lebewesen eingereicht hat. – Wenn der Terminus nicht durch den Aristotelismus und Kant besetzt wäre, könnte man die formalen Begriffe durchaus als Kategorien bezeichnen.

Aufnehmen möchte ich aus dieser perzeptiven Bemerkung, dass formale Begriffe nicht *über* den materialen stehen und damit an der Spitze generischer Begriffshierarchien, sondern *neben* ihnen. Denn für diese gleichsam horizontale statt einer vertikalen Zuordnung gibt es ein Vorbild, das zudem den Anknüpfungspunkt für eine Einordnung gibt: die Sprachspiele der Bedeutungserklärung. Ihre horizontale Zuordnung zu den materialen Urteilsspielen hat LW in der Bemerkung zusammengefasst: >Die Bedeutung eines Wortes ist das, was die Erklärung der

⁵⁴ In >Philosophie< / >Philosophy<, auf www.emilange.de.

Bedeutung erklärt.< (vgl. PU § 560). Die formalen Begriffe, möchte ich vorschlagen, gehören in den Kontext der Bedeutungserklärung von Wörtern und stehen wie diese in einer internen Relation zu dem von Bedeutungserklärungen Erklärtem. Ein Beispiel möge genügen. Sollte jemand den Ausdruck >Tisch< nicht kennen und daher verstehen, könnte man ihm sagen (erklären): >Ein Tisch ist ein Möbelstück mit drei oder mehr Beinen und einer waagerechten Oberfläche, an das man sich setzen kann und auf dem man Dinge abstellen/ablegen kann.< Wenn diese Erklärung nicht verstanden würde, müsste man zunächst andere Beispiele für >Möbelstück< anführen und würde im Zuge weiterer etwa erforderlicher Erklärungen auf die Begriffe >Artefakt< und schließlich eben >Gegenstand< (im Sinn von >materielles Objekt<) rekurrieren müssen. Damit hätte man einen formalen Begriff erreicht (der die eine Instanz des noch übergeordneten formalen Begriffs ist, als dessen andere >Thema der Rede< zu behandeln war).

Formale Begriffe sind, weil sie in (letzte) Bedeutungserklärungen gehören, wie Bedeutungserklärungen überhaupt, neben und nicht über den materialen Begriffen anzuordnen.

Theorie der Sprache?
Wittgenstein versus Benjamin

Ich habe nicht nachgeprüft, ob schon einmal jemand Wittgenstein und Benjamin konfrontiert hat. Bei mir hat das vorwiegend autobiographische Gründe. Ich war im Studium von der damaligen Form der ›Kritischen Theorie‹ (Habermas) beeinflusst und es hat bis zum Ende meiner Heidelberger Assistenten-Zeit gedauert, bis ich (über die Stationen Tugendhat und Davidson) Wittgenstein für mich entdeckt hatte. Benjamin erfuhr während meines Studiums als ein Außenseiter des *Instituts für Sozialforschung*, an dem Horkheimer und Adorno als erste Generation der ›Kritischen Theorie‹ wirkten, eine breitere Rezeption und ich habe damals alle erschwinglichen Sammelveröffentlichungen seiner Essays gekauft, aber nur cursorisch in ihnen gelesen. Er sprach mich noch weniger an als Adorno, den der elf Jahre ältere Benjamin sehr beeindruckt haben muss⁵⁵, weswegen er sich um dessen Nachlass verdient machte. Aber unter Kommilitonen in der Soziologie und vor allem der Literaturwissenschaft wurde er geschätzt, oft höher als Adorno. Bei der Beseitigung der Leichen im Keller meiner philosophischen Entwicklung habe ich jetzt, als Rentner, einmal wenigstens und an einem Punkt überprüfen wollen, was es mit der fama Benjamin wirklich auf sich hat. Der Gesichtspunkt, der sich anbot, war, dass Wittgenstein als einziger unter den großen ›Sprach‹-Philosophen des 20. Jahrhunderts mit Gründen schon gegen die Möglichkeit einer ›Theorie der Sprache‹ anging, während Benjamin in einem Aufsatz, den er als 24jähriger geschrieben hat, eine solche affirmativ skizziert hat. Unparteiisch sind meine folgenden Darlegungen nicht, da ich sie als eine Art von Wittgensteinianer verfasst habe, aber ich habe mich um Objektivität bemüht.

*A. Warum kann es (nach Wittgenstein) keine Theorie der Sprache geben
(aber einen formalen Begriff)?*

In den Untersuchungen, die man sich als Philosophie der Sprache zu bezeichnen angewöhnt hat, ist ein *theoretischer* Ansatz von Frege angestoßen, vom Wittgenstein der *Logisch-*

⁵⁵ Adorno verdankt Benjamin seinen Schlüsselausdruck ›Konfiguration‹. Andererseits hat er eine Philosophie-Konzeption als „Deutungswissenschaft“ (so Adorno 1931 in seiner Antrittsvorlesung über ›Aktualität der Philosophie‹), die Benjamin hätte haben sollen. Gegen den Ausdruck ist auch nichts einzuwenden, wenn man mit ihm einen stark zu betonenden hermeutischen oder reflexiven Zug verbindet, demzufolge auch transparent verstanden sein muss, was zur Deutung dienen soll. Daran lassen es m.E. Benjamin und Adorno gleichermaßen fehlen.

Philosophischen Abhandlung (LPA) in einer Form, von Tarski, Quine und Davidson in anderen Varianten entwickelt worden. Einen Nebenzweig dieser Tradition bilden Sellars und Brandom⁵⁶. Die andere, rein *deskriptive* Variante geht vom Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* (PU) aus und kennzeichnet auch linguistische Grammatiken natürlicher Sprachen. Während die theoretischen Ansätze in verschiedenen Weisen *Erklärungen* geben wollen, ist Wittgensteins philosophische und jede ausgeführte linguistische Grammatik rein *deskriptiv*.

Es gibt eine ganz einfache Überlegung, die die Möglichkeit ernsthafter Theorie der Sprache von vornherein in Frage stellt, selbst, wenn man nicht das Modell naturwissenschaftlicher Theorie nach dem Vorbild der Physik zugrundelegt. Eine solche Theorie, etwa die klassische Mechanik Newtons, ist, mengentheoretisch charakterisiert, ein geordnetes Paar aus einem begrifflichen Kern, K, und einer Menge intendierter Anwendungen, I: {K, I}.⁵⁷ In den begrifflichen Kern gehören die mechanischen Axiome [lex inertiae; Trägheitsgesetz]; [$\Delta(m \cdot v) = F$; Kraftgesetz]; [actio = reactio; Wechselwirkungsgesetz], in die Menge intendierter Anwendungen gehören z.B. das Sonnensystem und die Bewegungen der Kugeln auf einem Billardtisch. Die Anwendung des Kerns auf eine Gegebenheit, die seine Struktur erfüllt, muss als eine Art Existenzsatz verstanden werden, der sinngemäß z.B. besagt: ›Der Billardtisch ist hinsichtlich der möglichen Bewegungen der Kugeln auf ihm eine Newton'sche Partikel-Mechanik.« Die Anwendung eines solchen mathematisierten Theorie-Modells scheitert am Nichtvorhandensein entsprechend strenger Gesetze für die Sprache.

Aber auch, wenn man unter einer Theorie nur etwas Schwächeres versteht (gleichsam die Anforderungen an die Elemente des begrifflichen Kerns ermäßigt), nämlich ein Beschreibungssystem mit Erklärungspotential, z.B. in Form einer Systematisierung der Sprache unter theoretisch entwickelten Kategorien des Satzes als Bild (LPA); oder der Wahrheit (Tarski); der radikalen Übersetzung (Quine) oder der radikalen Interpretation (Davidson); oder der materialen Inferenzen (Sellars, Brandom), spricht gegen die Möglichkeit

⁵⁶ Mit Brandom als dem heute dominanten Sprachphilosophen habe ich mich mehrfach kritisch beschäftigt, zuerst 2014 in 'Wittgensteinian Commitments in Brandom', in: *Al-Mukhatabat*, Tunis; auch auf academia.edu und www.emilange.de.

⁵⁷ Joseph D. Sneed: *The Mathematical Structure of Theoretical Physics*, Dordrecht-Holland 1971; vgl. Werner Diederich: *Strukturalistische Rekonstruktionen*, Braunschweig 1981. – Ich habe nur elementare Kenntnisse in der Wissenschaftstheorie, die aber z.T. direkt vom Erfinder des non-statement-views wissenschaftlicher Theorien, nämlich Sneed. Ich war Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts sein Gastbetreuer während eines Semesters in Heidelberg und wir sind nach seinen Veranstaltungen regelmäßig im Bundesleistungszentrum schwimmen gewesen. Dabei ist es nicht ausgeblieben, dass der ›rising star‹ der Wissenschaftstheorie mir seine Funde erläutert hat. Diederich, der der bessere Partner für Sneed gewesen wäre, kam erst nach Sneeds Gastspiel als Assistenten-Kollege nach Heidelberg.

solcher Theorien Folgendes: Jede solche Theorie erfasst die Sprache von einem gewählten, mehr oder weniger weit entfernten ›Außerhalb‹ und setzt dabei die Sprache als Phänomenbereich voraus, kann aber nicht zugleich die Sprache der Theorie selbst klären. Wenn man aber deskriptiv nach der Sprache fragt, dann setzt man Sprache in anderer Weise, nämlich reflexiv voraus, weil die nicht schon reglementierte Frage nach Sprachlichem eine in die Sprache selbst gehörige Sprechhandlung ist. Die deskriptive Fragestellung macht und wird darauf aufmerksam, dass man, wie Wittgenstein geschrieben hat, mit und in der Sprache nicht aus der Sprache heraus kann, dass es kein Außerhalb, nicht einmal das einer theoretischen Metasprache gibt, und dass die Sprache somit von innen her geklärt werden muss.⁵⁸

Ich möchte im Folgenden in Teil A. erklären, woran es im Einzelnen liegt, dass die Sprache von innen geklärt werden muss, wenn man alle Implikationen der Ausgangsfrage beachtet. (I.) Dann möchte ich darlegen, warum Wittgenstein in seiner Bindung der Sinn-Klärung der Sprache an die Auflösung philosophischer Probleme in einem Punkt, der die Bestimmbarkeit eines Begriffs der Sprache betrifft, zu weit gegangen ist. (II.) Schließlich werde ich entwickeln, wie sich eigene Einsichten Wittgensteins als Implikationen der Korrektur seines Zögerns vor einer Bestimmung des Begriffs der Sprache verstehen lassen. (III.)

Teil B. wird dann Benjamin zur Sprache bringen.

I.

Der allgemeinste Grund für das Erfordernis, philosophisch die Sprache von innen her zu klären, ist der reflexive Status des Ausdrucks ›Sprache‹, der sich an dem erwähnten Umstand zeigt, dass jede Frage nach Sprachlichem in der Sprache formuliert sein muss. Ein Korollar des reflexiven Status ist, dass ›Sprache‹ keinen eigentlichen Gegenbegriff hat, wie ›Theorie‹ die Gegenbegriffe ›Daten‹ oder ›Empirie‹. Denn ›Stille‹ ist als Gegenbegriff zu allgemein, ›Schweigen‹ bezieht sich unmittelbar nur auf ›Sprechen‹; ›Sprachlosigkeit‹ ist nur die Substantivierung einer Metapher für ›keine Worte in einer (überraschenden) Situation haben‹;

⁵⁸ „nicht aus der Sprache heraus“ - vgl. *Philosophische Bemerkungen* I.6 (54); 'von innen zu klären' vgl. *Philosophische Untersuchungen* § 120-1. – In der theoretischen Tradition der Sprachphilosophie hat Michael Dummett betont, dass die Unterscheidung Metasprache vs. Objektsprache auf die Umgangssprache nur bildlich angewendet werden kann, weil Bedeutungserklärungen klären müssen, was es heißt, einen Ausdruck zu verstehen. (›What is a Theory of Meaning?‹, in: Samuel Guttenplan (Hrsg.); *Mind & Language*, Oxford 1974, 97-138). Eine solche Klärung ist normativ, eine Metasprache aber ist deskriptiv auf ihre Objektsprache bezogen. Verständnis explizierende Bedeutungserklärungen können nicht metasprachlich gegeben werden, weil sie eine Form haben müssen, vermöge derer sie auch im Lehren der Sprache verwendet werden können.

und ›Gewalt‹ wird zwar oft ausgeübt, ohne zu sprechen⁵⁹; aber auch sprachlose Gewalt wird handelnd ausgeübt und sich der Sprache zu bedienen ist ebenfalls eine Weise des Tätig-Seins und Handelns.

Der nächste Grund geringerer Allgemeinheit für Klärung ›von innen‹ ist, dass, wie immer man den Ausdruck ›Sprache‹ genauer bestimmt, keine Bestimmung zureicht, die nicht mindestens zwei grundsätzliche Weisen der Sprachverwendung als gleich-ursprünglich behandelt. Sie können normativ vs. deskriptiv oder indikativ vs. imperativ oder fiativ⁶⁰ genannt werden. Ihnen entsprechen zwei Formen von kleinsten Satz-förmigen Einheiten der Sprache, mit deren selbstständiger Verwendung sich etwas sagen = zu verstehen geben lässt. Ich nenne sie hier ›Regel‹ und ›Satz‹. Sie lassen sich anhand der Richtung ihrer möglichen Übereinstimmung mit der Wirklichkeit (›direction of fit‹) unterscheiden: Wenn Regel und Wirklichkeit, d.h. Handeln nach der Regel, nicht übereinstimmen und an der Regel festzuhalten ist (festgehalten wird), dann muss die Wirklichkeit geändert werden, um Übereinstimmung zu erreichen. Wenn dagegen Satz und Wirklichkeit (das, was der Satz darstellt) nicht übereinstimmen und der Satz aufrechterhalten werden soll (wird), dann muss er geändert werden, um Übereinstimmung zu erreichen. Die beiden mit ›dann muss‹ eingeleiteten Nachsätze drücken selbst Regeln aus und zeigen damit, warum Regel und Satz als gleich-ursprünglich anzusehen sind: Sätze setzen Regeln ihrer Verwendung voraus; und um zu beschreiben, was Erfüllung oder Nicht-Erfüllung von Regeln heißt, muss es Sätze dafür geben und diese verwendet werden.

Mit dem Dual von Regel und Satz sind zwei weitere Duale verbunden. Eins bezieht sich auf alle Sprach- oder Redemodi. Ich nenne seine Glieder ›Ausdruck‹ und ›Darstellung‹. Alle Sprachverwendungen sind Ausdruck eines Willens, etwas zu verstehen zu geben. Auch Darstellungen gehen auf einen Ausdruckswillen zurück. Andererseits haben alle etwas zu verstehen gebenden ›Ausdrücke‹ einen Darstellungsaspekt, der *das* spezifiziert, *was* zu verstehen gegeben wird. Die Komplementarität entspricht der am Ende des letzten Absatzes charakterisierten bzgl. Regel und Satz, ist aber schon durch eine erforderliche Reihenfolge

⁵⁹ In einem im weiteren Sinn rechtstheoretischen Kontext hat Walter Benjamin ›Gewalt‹ gewissermaßen als Gegenbegriff zu ›Sprache‹ behandelt: „... es (gibt) eine in dem Grade gewaltlose Sphäre menschlicher Übereinkunft, dass sie der Gewalt vollständig unzugänglich ist: die eigentliche Sphäre der ›Verständigung‹, die Sprache.“ WB: *Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze*, Frankfurt am Main 1965, 48. Wenig später aber, nun als ›Gewalt‹ alles „jenseits aller Rechtsordnung“ verstehend, kann er auch gewaltlose Unterlassungen als „skrupellose Gewaltanwendung“ charakterisieren. (53) Vielleicht darf man einem ›dialektischen‹ Wunschenker ganz einfache Konsistenz nicht abverlangen. (Vgl. zu ›Wunschenker‹ Teil B unten.)

⁶⁰ Von lateinisch ›fiat‹ = ›es möge geschehen‹. Der Ausdruck ›Fiat‹, verwendet als Oberbegriff für die nicht-indikativen Redemodi, ist eine Prägung von Anthony Kenny.

geordnet.

Das andere Dual betrifft den Darstellungsaspekt aller Äußerungen. Es ist das von ›Sinn‹ und ›Wahrheit versus Falschheit‹ bzw., für die fiativen Redemodi ›Erfüllung vs. Nichterfüllung‹. Der Einfachheit halber beschränke ich mich auf das erste Paar. Seine Begründung liegt darin, dass ein Satz nur wahr oder falsch sein kann, wenn er sinnvoll, d.h. verständlich ist. In diesem Verhältnis wird für die Komplementarität von Ausdruck und Darstellung nicht nur eine Reihenfolge gefordert, es wird als Voraussetzung und Voraussetzendes hierarchisiert – erst der Ausdruck, dann die Darstellung. Aber auch hier bleibt die Komplementarität erhalten: Der Ausdruck (die Regel), die den Sinn bestimmt, hat auch als Vorschrift einen Darstellungsaspekt. (Die Regel weist *das* an, *was* zu tun ist, um ihr zu folgen.)

Die beschriebene Komplementarität von ›Regel‹ und ›Satz‹ hat schließlich auch eine Entsprechung auf der Ebene phonetisch realisierter Lexeme bzw. geschriebener Wörter. Sie ist in einem Satz Wittgensteins ausgedrückt, den Ernst Tugendhat den Grundsatz der sprachanalytischen Philosophie genannt hat und der lautet: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“⁶¹ Formal ist die *Bedeutung* eines Wortes sein Beitrag zum *Sinn* des Satzes (dazu, wie er zu verstehen ist).⁶² Inhaltlich kann gemäß dem Grundsatz ein Wort durch seine zutreffende Bedeutungserklärung ersetzt werden. Das lässt sich am einfachsten an ostensiven Erklärungen von Ausdrücken für Wahrnehmbares zeigen, z.B. Erklärungen eines Farbwortes unter Verwendung eines gefärbten Fleckes als Muster der Farbe. Ein solches Farbmuster kann, eingebettet in einen deiktischen Kontext, bei Missverständnis anstelle des mit seiner Hilfe erklärten Wort selbst in den Satzkontext eintreten: ›Es sieht doch (nicht) aus wie dies → ...‹. Am Grunde der Komplementarität der Rede- bzw. Sprachverwendungsmodi liegt also bei den kleinsten bedeutungsvollen (aber unselbstständigen) Einheiten der Sprache, den Wörtern, die Identität von Bedeutung und Bedeutungserklärung. Auf ihr ruht der reflexive Status des Ausdrucks ›Sprache‹ in letzter Instanz. Zugleich zeigt das Beispiel ostensiver Erklärung den Weg zur pragmatischen Einlösung der grundlegenden These aus der LPA (4.014), zwischen Sprache und Wirklichkeit bestehe eine *interne* Relation (eine Beziehung, die *nicht* nicht bestehen kann). Sie besteht nicht mehr vermöge einer theoretisch zu ergründenden ›Form der Darstellung‹, sondern aufgrund

⁶¹ Tugendhat: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt am Main 1974, 199, 519. Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* § 560.

⁶² Mit dieser Unterscheidung als einer Konvention folge ich Wittgenstein, z.B. schon: LPA 3.3 (vgl. 3.314). Dass die Konvention eine begründbare Einsicht ausdrückt, habe ich in anderen Kontexten mehrfach ausgeführt, z.B. in ›Philosophie‹ (auf www.emilange.de).

von Bedeutungserklärungen, die Wirkliches als Muster internalisieren und so die Bedeutungen von Wörtern für (zunächst) Wahrnehmbares *konstituieren*.

II.

Um Wittgensteins Skrupel den Ausdruck ›Sprache‹ betreffend verständlich zu machen, gebe ich eine kurze Schilderung seiner intellektuellen Entwicklungsgeschichte.

In der LPA gibt Wittgenstein eine Theorie der Sprache in Form einer Theorie des Satzes als Bild eines Sachverhalts bzw., im Fall seiner feststellbaren oder festgestellten Wahrheit, einer Tatsache. Er glaubte damit die ›Probleme der Philosophie‹ im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. (LPA, Vorwort) Unter diesen Problemen verstand er in der LPA mit einem seiner Anreger, Bertrand Russell⁶³, zentral die Fragen, die die erkenntnistheoretische Philosophie der Neuzeit mit sich brachte: Realismus vs. Idealismus, Skeptizismus (als Radikalisierung des Idealismus) und Solipsismus (als Radikalisierung des Skeptizismus). Die beiden letztgenannten Probleme adressierte er direkt (LPA 5.6 ff.; 6.51), das erstgenannte Problem mit der Satztheorie im Ganzen auf der Grundlage der These eines internen Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit (LPA 4.014) mit Hilfe seines theoretischen Begriffs einer ›Form der Darstellung‹ als des Gemeinsamen in Darstellung und Dargestelltem. Das führte zur ausdrücklichen These, die Form der Darstellung durch die Sätze der Sprache sei zugleich die ›Form der Wirklichkeit‹ (LPA 2.18; vgl. im ganzen 2.16 – 3). Ein internes Verhältnis (eine interne Relation) ist eines, das *nicht* nicht bestehen kann, also *notwendig* ist.

Weil er glaubte, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben, gab er die Philosophie für knapp zehn Jahre ganz auf, bevor er 1929 zu philosophischer Tätigkeit nach Cambridge zurückkehrte, wo er vor dem 1. Weltkrieg bei Russell studiert hatte. Seine Arbeit hatte von nun an umfassend auf die LPA bezogenen selbstkritischen Charakter und kulminierte in den 1953 posthum veröffentlichten PU, die er von vornherein als sein zweites Buch zu schreiben beabsichtigte. PU hatte mehrere Vorgängerversionen, von denen die wichtigste ein *Big Typescript* (BT) betiteltes Typoskript von 1933-4 war. Im *Vorwort* zu PU verwendet LW erneut, wie im *Vorwort* zur LPA, die Formel von den ›Problemen der Philosophie‹, aber er verwendet den Ausdruck jetzt in einem weiteren Sinn sowohl für Beispiele, die er im *Vorwort*

⁶³ Vgl. Russell; *Die Probleme der Philosophie* (Engl. 1912), Frankfurt am Main 1967. – Meine Darstellung von *Wittgensteins Revolution* begründet in Kap. 1 die hier vorausgesetzte Auffassung der Entwicklung von LWs Verwendung der Formel ›die philosophischen Probleme‹. (auf: www.emilange.de).

nennt, als auch für die Probleme, von denen er einsehen musste, dass die LPA sie aufwarf. Allgemein nennt er diese auf die LPA bezüglichen Probleme „schwere Irrtümer“ und wollte den Bezug seines zweiten Buches darauf auch durch die Zusammen-Veröffentlichung von LPA und PU in einem Band deutlich machen, ein Projekt, das an Verlags-rechtlichen Schwierigkeiten scheiterte. Seine „ältere Denkweise“, von der er im *Vorwort* zu PU schreibt, meint im Wesentlichen die konstruktiv postulierende Form von Theoriebildung sowie eine Reihe von irreführenden Explikationen nun nicht mehr theoretisch verstandener, sondern rein deskriptiver Begriffe.

Wegen der vorrangig selbstkritischen Motivation seiner Philosophie in PU hatte LW nun Skrupel, den reflexiven Ausdruck ›Sprache‹ überhaupt als Begriffswort, d.h. einen Begriff ausdrückend, zu bezeichnen. Er nannte ihn statt dessen „einen Sammelnamen“, der die natürlichen Sprachen sowie eine Reihe von Zeichensystemen bezeichne, die mit ihnen größere oder geringere Verwandtschaft haben. (BT 63-67; *Philosophische Grammatik* X.137 b) Er behauptete zeitweise sogar, die Wörter ›Satz‹, ›Sprache‹ und ›Grammatik‹ würden eigentlich gar nicht „als Begriffswörter (gebraucht)“. (BT 63 f)

Die sprachbezogenen Wörter werden gewiss nicht wie rein charakterisierende Begriffswörter (groß/klein; leicht/schwer; grün/rot etc.) verwendet. Aber wenn man aber mit der syllogistischen Logik die Verwendbarkeit von grammatischen Artikeln und Quantoren in Kombination mit Wörtern als Kriterium der Begrifflichkeit von (sortale Begriffe ausdrückenden) Wörtern verwendet, sind ›Satz‹, ›Sprache‹ und ›Grammatik‹ sehr wohl Begriffswörter, insofern ihre Verwendung im Klassifizierten das eine vom anderen zu unterscheiden und abzugrenzen erlaubt, also Kriterien der Individuation und Identifizierung mit sich führt. Wittgenstein hatte in der LPA einen Begriff, der sie sogar noch besser zu fassen erlaubt, den Begriff eines ›formalen‹ Begriffs.⁶⁴

So wie er den Begriff eines ›formalen‹ Begriffs in LPA erklärt – als in formaler Notation durch eine Variable und nicht einen Funktionsausdruck darzustellen; und als mit jeder seiner Werte/einzusetzenden Instanzen schon gegeben (LPA 4.122-4.128) – gibt es Variablen ausdrückende Begriffe strikt vielleicht nur in formalen Notationen. Aber es gibt in der normalen Sprache Ausdrücke, die *wie* allgemeine Variablen in formalen Notationen funktionieren – z.B. die indefiniten Pronomina ›etwas‹ und ›jemand‹ als Vorbilder der

⁶⁴ Dass er den Ausdruck ›formaler Begriff‹ nach 1929 nicht mehr betont, soweit ich sehe sogar nicht verwendet, heißt nicht, dass er die damit verbundene Einsicht verabschiedet hätte. Es ist ihm z.B. in *Philosophische Bemerkungen* I.3 b ganz selbstverständlich, dass, wem die elementaren Farbwörter erklärt werden, „die Werte einer Variablen (gegeben)“ werden.

Individuenvariable 'x' einer Prädikatenlogik – und bestimmte Verwendungen der genannten sprachbezogenen Begriffe gehören dazu. Im Blick auf die *wie* formale Begriffe funktionierenden Verwendungen von Ausdrücken der Umgangssprache ist eine Konsequenz aus ihrer Bestimmung im Kontext formaler Notationen – ihre Gegebenheit mit jeder ihrer Instanzen – zu betonen. Sie bedeutet, dass formale Begriffe nicht ausdrücklich gebildet werden müssen und ihre ausdrückliche Bildung daher optional ist. In der Leugnung des Begriffscharakters der sprachbezogenen Begriffe scheint LW aber wegen der selbstkritischen Engführung seiner späteren Philosophie – die in BT im Unterschied zu PU noch nicht die Darstellung bestimmt – zu weit gegangen zu sein.

Dabei hatte er für seine Skrupel zwei Gründe. Der eine liegt in dem schon erwähnten Umstand, dass ›Sprache‹ keinen eigentlichen Gegenbegriff hat, von dem er abgegrenzt wäre. Der andere liegt im Charakter der unabsehbaren Erweiterbarkeit der normalen Sprache, die in anderen Kontexten ihre ›Kreativität‹ genannt worden ist. (vgl. BT 63-67)⁶⁵ Aber schon sein eigener Begriff von ›Familien-ähnlichen‹ Begriffen (PU §§ 65 ff.) könnte den Charakter der Kreativität sehr wohl assimilieren. Auch der Begriff eines formalen Begriffs kann das – denn formale Begriffe versammeln als eine Art modaler Begriffe (für *Verstehensmöglichkeiten*) alle Instanzen, die zu den von ihnen versammelten Gegebenheiten gehören könn(t)en.

III.

Bleibt das Problem des fehlenden Gegenbegriffs. Das kann man auf zwei Wegen lösen. Zum einen kann man an ›Satz‹ anknüpfen und spezifizierend unterstellen, dass eine menschliche Sprache wesentlich ›Satzsprache‹ ist und sich damit grundsätzlich von unter nicht sprechenden Lebewesen (die Tiere sind) beobachtbaren Rufsystemen unterscheidet, die ›Signalsprache‹ genannt worden sind. Zum anderen könnte man generalsierend an ›Regel‹ und ›Ausdruck‹ anknüpfen und einen Begriff bilden, unter den ›Sprache‹ ebenso wie einiges andere fällt, und

⁶⁵ In der theoretischen Tradition der Sprachphilosophie ist Robert Brandom der einzige, der sich näher mit Wittgenstein befasst und einige seiner Einsichten zu assimilieren versucht hat. RB betreibt Sprachphilosophie als die Theorie einer ›autonomous discursive practice (ADP)‹ mit Hilfe einer inferentialistischen normativen Metasprache. Von dem Bedenken gegen theoretische Sprachphilosophie aus der Erweiterbarkeit jeder Sprache hat er eingeräumt, „somewhat moved“ zu sein, es aber abgewiesen. Er hat sich dabei in der Interpretation von LW von Hans Julius Schneiders ›Phantasie und Kalkül‹ leiten lassen, aber dessen ausdrückliche anti-theoretische Schlussfolgerung einfach ignoriert. Vgl. *Between Saying & Doing*, 5-7; *Phantasie und Kalkül*, 15. Weder Schneider, so verdienstvoll seine Interpretation war, noch Brandom bestimmen die argumentative geschichtliche Entwicklung Wittgensteins umfassend genug, um seine Motive umfassend zu erfassen. Um über sein Verhältnis zur Sprachphilosophie urteilen zu können, muss man mindestens auch BT konsultieren.

den erforderlichen Kontrast aus diesem anderen gewinnen.

Wenn man diesen zweiten Weg geht, dann ist der zu bildende, an die grundlegenden Funktionen der Sprache anknüpfende Begriff der eines ›Mediums des Ausdrucks und der Darstellung‹. Andere als solche Medien aufzufassenden Gegebenheiten sind Pantomime, Tanz, Schauspiel; Malerei, Skulptur, Architektur; Videokunst, Film; verschiedene Formen der Dichtung (Poesie, Erzählung, Dramatik). Gegenüber all diesen Ausdrucks- und Darstellungsmedien lässt sich nun als differenzierendes Merkmal von Satzsprachen das aus dem reflexiven Status des Ausdrucks ›Sprache‹ folgende Selbsterklärungspotential der Sprache in Stellung bringen, das sich in Wittgensteins/Tugendhats Grundsatz der sprachanalytischen Philosophie ausdrückt und die Äquivalenz von Bedeutung und Bedeutungserklärung statuiert. Wenn in den anderen Ausdrucks- und Darstellungsmedien etwas unverständlich ist und geklärt werden soll, muss man sich der Sprache bedienen, um es zu klären. Sprache dagegen erklärt sich selbst, soweit sie überhaupt erklärt werden kann und nicht einfach nur gelernt werden muss. Wegen ihrer unverzichtbaren Funktion für Klärung und Erklärung jedweder nicht-sprachlichen Unverständlichkeit ist ›Sprache‹ universal. Weil sie sich selbst erklären kann, ist sie universell. Die exklusive Sonderstellung der Sprache als Ausdrucks- und Darstellungsmedium gegenüber allen anderen solchen Medien ist also, dass sie unter den Begriff ›*universelles* Medium des Ausdrucks und der Darstellung‹ fällt und die einzige Instanz dieses Begriffs ist, die wir kennen.

*B. Warum glaubt nicht-analytische Philosophie, z.B. Benjamin, eine
›Theorie‹ der Sprache haben zu können?*

Es gibt auf die Frage eine kurze Antwort, die durch Elaboration und Begründung erläutert und plausibilisiert werden kann, aber nicht modifiziert werden muss. Die Antwort lautet: Weil sie, statt analytisch und reflexiv zu verfahren, synthetisch und konstruktiv vorgeht und dabei auf Wunschdenken rekurriert.

Ich will das an einem Aufsatz von Walter Benjamin belegen, der den anmaßenden Titel hat: ›Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen‹. Der Aufsatz stammt vermutlich aus dem Jahr 1916, ist aber erst posthum 1955 veröffentlicht worden.⁶⁶ Er ist ein extremes

⁶⁶ In den von Adorno und Podszus hrsg. *Gesammelten Schriften*; ich zitiere nach der Ausgabe: *Angelus Novus*, Ausgewählte Schriften 2, Ffm 1966. – Wodurch kann die abschätzigste Bewertung ›anmaßend‹ begründet werden?

Gegenbeispiel zu der deskriptiven Sinn- und Begriffsklärung, die in Teil A. gegeben worden ist, aber immerhin ein hervorragendes Beispiel⁶⁷ intellektueller Unverantwortlichkeit in einem zu explizierenden präzisen Sinn, das zudem den Vorzug hat, die Basis intellektueller Unverantwortlichkeit genau erkennen zu lassen.

Intellektuell unverantwortlich nenne ich jede Äußerung und Darstellung, die sich nicht an Normen der Richtigkeit bindet. Normen der Richtigkeit gibt es im Sprachlichen nur in der Dimension der Darstellung, nicht in der des bloßen Ausdrucks. Die Darstellung in A. bindet sich in der Explikation des Sinns, der allgemeinsten Verstehensmöglichkeiten im Begriffsfeld von ›Sprache‹, an Normen der Richtigkeit und wendet damit Normen auf zweiter Stufe an, die auf erster Stufe in den Bereich der Analyse gehören. Sie ist darin in einem zusätzlichen⁶⁸ objektiven Sinn reflexiv.

Nun setzt, wie Teil A. zeigt, auch Darstellung Ausdruck voraus und das eröffnet die formale Möglichkeit, die Dimension der Darstellung gar nicht erst zu betreten bzw. Darstellung auf Ausdruck zu reduzieren. Damit ergibt sich die Möglichkeit der Orientierung des Denkens durch Wünsche, also Wunschdenken. [Denn Wünschen, im Unterschied zu Wollen, kann man auch Unmögliches (Unsterblichkeit z.B.)] Ich will zeigen, dass genau dies in Benjamins Sprach-Aufsatz der Fall ist.

I.

Benjamin schreibt durchaus reflexiv (der Selbstanwendung fähig) von „sprachtheoretischer Untersuchung“ (10; vgl. 20: „Sprachtheorie“) und sogar von „Metaphysik der Sprache“ (15). Das zeigt sich schon am Titel, der „Sprache überhaupt“ und „Sprache des Menschen“ unterscheiden will. Wenn wir unter Sprache auch nur vorläufig ›ein Insgesamt von Wörtern und Sätzen (die sich in Arten von Wörtern und Arten von Sätzen gliedern)‹ verstehen dürfen,

Ist der Titel des Aufsatzes eines Studenten anmaßender als der Anspruch eines (mit der LPA) spät Promovierten, er habe die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst? Es gibt zwei Unterschiede: LW hat den Anspruch selbstkritisch ausdrücklich revoziert; und es lässt sich zeigen, dass er die Probleme, die er nach Grundsätzen hermeneutischer Billigkeit in der LPA gemeint haben muss (Realismus/Idealismus; Skeptizismus; Solipsismus), tatsächlich gelöst hat (schon in der LPA, wenn auch noch nicht auf von LW schließlich als völlig verbindlich zu beanspruchende Weise). WB hat dagegen nichts revoziert (und seine Theorie ist, wenn ich Recht habe, haltlos).

⁶⁷ Ich habe mal an der Tür eines Zimmers in einer Studentenwohnung gelesen: „This room was built from chaos into a shining example of disorder.“ Beispiele sind immer auch Muster für die Bedeutung von Wörtern (also Material für die grundlegenden Bedeutungserklärungen), hier des Worts ›Unordnung‹. WBs Aufsatz kann auch als ein Beispiel intellektueller Unordnung, weil Scheinordnung gelten.

⁶⁸ Im grundsätzlichen objektiven Sinn ist deskriptive Sprachanalyse darin reflexiv, dass sie Mittel der Sprache zur Klärung der Sprache verwendet, sie also ›von innen‹ klärt (vgl. Teil A.)

insofern wir das im normalen Sprachgebrauch tun, dann kennen wir empirisch nur menschliche Sprachen, genauer solche Mengen von Wörtern und Sätzen, die in (verschieden großen) Gruppen von Personen, den Sprechern der Sprachen, konventionalisiert sind (d.h. in vorherrschendem Gebrauch). Schon die Unterscheidung im Titel ist also metaphysisch im Sinn von ›über-empirisch‹. Das wird auch (propositional) ausdrücklich; zum einen darin, dass Benjamin sowohl behauptet, für ›Sprache überhaupt‹ gebe es „keinen Sprecher der Sprache“ (10); zum andern darin, dass er glaubt, die von Sprecher-Konventionen bestimmte Sprachauffassung als „die bürgerliche Auffassung der Sprache“ distanzieren zu können, „deren Unhaltbarkeit und Leere sich mit steigender Deutlichkeit im folgenden ergeben soll.“ (12) Aufgrund dieser Festlegungen glaubt WB mit dem vorläufigen positiven Sprachbegriff: „jede Mitteilung geistiger Inhalte ist Sprache“ (9) sagen zu können: „Das Dasein der Sprache erstreckt sich ... nicht nur über alle Gebiete menschlicher Geistesäußerung, sondern es erstreckt sich auf schlechthin alles.“ (9) Es soll folgerichtig auch eine Sprache der Dinge („Dingsprache“; 25) sowie aller möglichen Kulturbereiche geben, die in Teil A. als Elemente des formalen Begriffs ›Medium des Ausdrucks und der Darstellung‹ behandelt worden sind. WB nimmt damit durchaus auch empirisch einlösbare Charakteristiken der Sprache auf, wenn er behauptet: „*Der Mensch allein hat die nach Universalität und Intensität vollkommene Sprache.*“ (14) Denn mit ›Universalität‹ kann gemeint werden, was sich deskriptiv als das Fehlen eines eigentlichen Gegenbegriffs zu ›Sprache‹ und als ihre unbeschränkte ›Erweiterbarkeit‹ (vgl. 18: „Unendlichkeit“) fassen lässt .

Die Züge an der Sprachkonzeption von WB, die bisher namhaft gemacht wurden, lassen sich diagnostisch verstehen als Beschneidung des formalen Begriffs ›*universelles* (= der Selbsterklärung fähiges) Medium des Ausdrucks und der Darstellung‹ um die Dimension der Darstellung, also genau um das, was das auszeichnende Merkmal der menschlichen Sprachen ist. Denn unter der formalen Kategorie nur des ›Ausdrucks‹ könnte man immerhin von einer Sprache der Dinge oder der Malerei/Plastik/Architektur etc. verständlicherweise sprechen. Diese Gegebenheiten drücken für einen Verstehenden dann etwas aus, wenn er ihnen in einer bestimmten (Aspekt-wahrnehmenden) Einstellung gegenübertritt und zu entsprechender *Deutung* bereit ist. Man kann WB also darin Recht geben, wenn er bestreitet, dass sein erweiterter Sprachbegriff keine Metapher ist (9). Denn die Entdifferenzierung der Sprachauffassung durch Reduktion der Dimension der Darstellung auf die des Ausdrucks ließe sich nicht, wie lexikalische Metaphern es als Möglichkeit voraussetzen, auch auf andere Art

und Weise ausdrücken.⁶⁹

II.

Methodisches Mittel der Durchführung von WBs metaphysischer Sprachkonzeption ist eine sprach>theoretische< Lektüre der biblischen Schöpfungstheorie als Quelle einer Geschichtsphilosophie. WB liest das Theologoumenon einer ›Schöpfung durch das Wort< bei richtiger Bestimmung seines Skopus als gegen ein Handwerkermodell der Schöpfung gerichtet, so, dass die Schöpfung auf dem Weg der Namensgebung vor sich geht, und schreibt den Namen, die Gott in der sprachlichen Schöpfung den Dingen der Welt angeblich gibt, unmittelbar erkennende Funktion zu. Das ist unverständlich, jedenfalls etwas, was menschliche Namensgebung nur über den Gebrauch von Sätzen leisten kann (›Ich taufe dich auf den Namen<). Immanent betrachtet unterläuft WB dabei ein hermeneutischer Fehler. Denn die Schöpfungsworte Gottes sind nach dem Text der *Genesis* gar nicht Namen, sondern Sätze, z.B. ›Es werde Licht – und es ward Licht.< Die Sätze sind *Fiats* im Wortsinn des Lateinischen (›Es möge geschehen<).

Sei's drum. WB ist am Namensgebungs-Charakter der Schöpfung durch das Wort interessiert, weil es seiner geschichtsphilosophischen Deutung erlaubt, Wörter und Sätze zu dissoziieren. Isolierte Wörter (Namen) haben im paradiesischen Zustand genügt [sogar, um zu ›erkennen<; wir haben von ›erkennen< aber nur einen wesentlich propositionalen Begriff – ›erkennen, dass...<; denn ›erkennen-wer< und ›erkennen-was< sind implizit auch propositional: wer (jemand ist), was (etwas ist)].

Selbst wenn man bei Namen nicht nur an Eigennamen denkt, sondern auch an Stoffnamen (Wasser, Sand), Gattungsnamen (Hund, Tier, Mensch), Sammelnamen (Obst, Sprache!) und Abstrakta berücksichtigt⁷⁰, können wir keinen deskriptiv brauchbaren Begriff einer Sprache nur aus Namen haben. Denn Namen sind in jedem Fall Substantive, für eine deskriptiv brauchbare Konzeption braucht man aber mindestens noch Verben (die, mit Substantiven verknüpft, die einfachsten Sätze einer Sprache zu bilden erlauben), von allen anderen Wortarten ganz zu schweigen. Unverdrossen schreibt WB dennoch von ›Namenssprache<, sogar „des Menschen“ (20), nicht nur Gottes, und sieht menschliche Sätze erst nach dem

⁶⁹ Von ›syntaktischen< und ›pragmatischen< Metaphern gilt das nicht. Zum Begriff der ersteren vgl. Hans Julius Schneider: *Phantasie und Kalkül*, Ffm 1992. Zum letzteren meine Überlegungen zu ›Gott< als Korrelat der ›Anrede< im Gebet (auf www.emilange.de).

⁷⁰ Nach der Klassifikation in der *Deutschen Grammatik* von Peter Eisenberg, Stuttgart/Weimer 1993, 176 ff.

Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies für erforderlich an, weil dann über Gut und Böse geurteilt werden müsse. Das ist mit den *Fiats* Gottes unvereinbar, auch damit, dass er jeweils sah, *dass* es gut war. Urteile seien wesentlich Werturteile und diese „der Sündenfall des Sprachgeistes“ (22). Um einmal in dieser Begriffe anhand der sie ausdrückenden Wörter sezierenden Kritik WB ausführlicher das Wort zu geben, sei dieses Theorem ausführlicher zitiert:

Für den Wesenszusammenhang der Sprache hatte der Sündenfall eine dreifache Bedeutung ...Indem der Mensch aus der reinen Sprache des Namens heraustritt, macht er die Sprache zum Mittel (nämlich einer ihm unangemessenen Erkenntnis), damit auch an einem Teile jedenfalls zum *bloßen* Zeichen; und das hat später die Mehrheit der Sprachen zur Folge. Die zweite Bedeutung ist, dass nun aus dem Sündenfall als die Restitution der in ihm verletzten Unmittelbarkeit des Namens eine neue Magie des Urteils sich erhebt, die nicht mehr selig in sich selbst ruht. Die dritte Bedeutung, deren Vermutung sich vielleicht wagen lässt, wäre, dass auch der Ursprung der Abstraktion als eines Vermögens des Sprachgeistes im Sündenfall zu suchen sei. Gut und böse nämlich stehen als unbenennbar, als namenlos außerhalb der Namenssprache, die der Mensch eben im Abgrund dieser Fragestellung verlässt.“ (22-3)

Trotz der negativen Bewertung als Sündenfall ist die (besser: eine) ›menschliche Sprache‹ gegenüber allen anderen Sprachen, die WB unter ›Sprache überhaupt‹ glaubt fassen zu können, eine ›vollkommene Sprache‹ (vgl. 14). Ich möchte das als Anerkennung der Universalität und des universellen Charakters jeder Sprache von Personen in wertender Form verstehen. Den technischen Grund, an dem die Konstruktion von Werturteilen als primären scheitert, will ich nur noch nennen. Werturteile, wenn sie die wertenden Grundwörter ›gut‹ und ›schlecht (böse)‹ verwenden, können nicht die primären Urteile in einer Sprache sein, weil die wertenden Grundwörter als Auswahloperatoren auf nicht-leeren Mengen operieren, die durch deskriptive Prädikate ausgegrenzt sein müssen, bevor Operatoren zur Anwendung kommen können. Ein ›gutes Messer‹ ist ein Messer, das besser ist als Messer im allgemeinen, es ist ›gut als Messer‹. *Diese* Paraphrase drückt in Wörtern aus, dass die Beurteilung der Güte das charakterisiert Sein

als Messer voraussetzt.

III.

Ich bin auf einen Begriff nicht eingegangen, der für die spätere Sprachtheorie von WB wichtiger wird als er in dem von mir herangezogenen Aufsatz (vgl. 19 f.) ist, den Begriff der ›Übersetzung‹.⁷¹ Auch bzgl. diesem Begriff schweift WB weit aus und beschränkt ihn keineswegs auf den empirischen Sinn als ›Sinn-bewahrende Übertragung eines sprachlichen Ausdrucks aus einer in eine andere Sprache‹. Denn er möchte schon die Namengebung durch Menschen als Übersetzung aus der Sprache der Dinge verstehen. Das könnte sie nur sein, wenn die Dingsprache nicht nur im erläuterten Ausdrucks-Sinn Sprache wäre. Aber was immer er über diesen Begriff sonst noch zu sagen hat, er hält in ihm etwas fest, was tatsächlich ein Moment aller Sprache ist – ihrer Übersetzbarkeit in im Prinzip alle andere Sprache. Man kann sagen, dass ›Sprache‹ und ›Übersetzbarkeit‹ extensional äquivalent sind. Denn Sprache ist der Inbegriff des Sinns, d.h. des Verständlichen, und was für uns Sprache sein soll (unter ihren formalen Begriff fällt), das müssen wir verstehen können. Irgendwie ist es tröstlich, dass auch noch so irreführende und verstiegene Auffassungen über ›Sprache‹ ihren formalen Begriff nicht hinter sich lassen, insofern auch sie verstanden werden können.

⁷¹ Vgl. Krista R. Greffrath: *Metaphorischer Materialismus*, München 1981 118-121.

Über Sinn

Unglücklicher Weise hat sich im Deutschen eine englische Redewendung in wörtlicher und ursprünglich falscher Übersetzung eingebürgert: >It makes no sense< ist zu >'Das macht keinen Sinn'< geworden, obwohl die Übersetzung >Das ist nicht sinnvoll< richtig gewesen wäre. Nun hat es keinen Sinn = ist es nicht sinnvoll, sich anders gegen einen Sprachgebrauch zu wenden als dass man ihm nicht beitrifft. Aber die Beobachtung kann Anlass zu der Vermutung sein, dass vielen die Sprache selbstverständlich Gebrauchenden nicht wirklich klar ist, was >Sinn< bedeutet.

Das gibt ein sachliches Motiv, den Ausdruck >Sinn< philosophisch zu untersuchen. Im Folgenden stelle ich die Ergebnisse meiner Untersuchungen dieses Ausdrucks dar. Es handelt sich um eine philosophische und nicht lexikalische oder grammatische Untersuchung, weil sie sich der von Wittgenstein begründeten Methode der Philosophie – der >sprachanalytischen< Methode bedient. Wittgenstein hat von dieser Methode, die verschiedene Untermethoden oder Techniken umfasst, geschrieben, sie bestehe „im Wesentlichen im Übergang von der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn*“. (MS 106 46) Sie zielt auf Begriffsklärung mittels Sprachbeschreibung. Denn wenn die Bedeutung eines Ausdrucks, der von ihm ausgedrückte Begriff unklar ist, bedarf er der Klärung mittels Nachdenkens über den plausiblen Sinn von Redeweisen, in denen er verwendet wird. Zu den relevanten Redeweisen führt eigene Sprachkenntnis oder die Benutzung von Wörterbüchern.

Man hat der sprachanalytischen Methode in der Zeit ihrer ersten Verbreitung nach dem II. Weltkrieg vorgeworfen, sie führe nur zu Lexikographie. Dieser Vorwurf war ungerecht, weil Lexikographie nur der erste Schritt der Methode ist, der das Material für Begriffsklärung als Ziel bereitstellt. Begriffsklärung aber führt zu etwas, was Lexikographie nur sehr begrenzt leisten kann – zu begrifflicher Übersicht. Das aber ist das vernünftige Ziel einer kritisch klärenden Philosophie, die darauf verzichtet, von eigenen Begriffsbildungen aus ein >System< zu konstruieren, statt das System freizulegen, das unser alltägliches Verstehen und die Anfänge unseres wissenschaftlichen Verstehens bestimmt.

I

Ein dem deutschen Ausdruck >Sinn< vergleichbares Wort gibt es in allen europäischen Sprachen, die noch stärker vom Lateinischen geprägt sind: >sense< im Englischen, >sens> im Französischen, >senso< im Italienischen. Die Bedeutungen der korrespondierenden Wörter überlappen trotz einiger Sonderentwicklungen stark. Ebenso korrespondieren Redensarten, in denen der Ausdruck auftritt.

Mein kleines lateinisches Handwörterbuch verzeichnet folgende Bedeutungen für >sensus<: >Empfindung, Gefühl; Gesinnung; Ansicht; Gedanke; Sinn; Satz<. Das Substantiv geht auf das Verb >sentire< zurück, das u.a. >fühlen, wahrnehmen; meinen, urteilen< (aber auch >stimmen für etwas<) bedeutet. Ein größeres lateinisches Lexikon verzeichnet eine Wendung, in der >sensus< als für das gesamte Innere einer Person verwendet verstanden werden muss: >imi sensus = das Innerste der Seele<.

Schauen wir einige Redensarten in Deutschen, Französischen und Englischen an, die dem korrespondieren. >senses< im Plural heißt Englisch, was auf Deutsch je nach Kontext sowohl mit >die Sinne< als auch mit >Verstand< wiedergegeben werden kann. >In< bzw. >out of one's sense< zu sein heißt >bei (von) Sinnen sein<, >to lose one's sense> >den Verstand verlieren<. >senselessness< ist sowohl >Empfindungslosigkeit< als auch >Bewusstlosigkeit< – außerdem >Unvernunft< und >Sinnlosigkeit<.

Insbesondere die auf >Bewusstsein< im ganzen bezüglichen Redensarten legen nahe, dass ihre Untersuchung es mit der ganzen Psychologie einer Person zu tun hat. Im Deutschen umfasst das Bedeutungsspektrum von >Sinn< sogar das, was man den Grundriss einer vollständigen Anthropologie nennen könnte.

II

Lassen wir uns von den Angaben im lateinischen Wörterbuch zu den sprachlich-begrifflichen Kontexten führen, in denen der Ausdruck >Sinn< angesiedelt ist. Empfindung und Gefühl haben Lebewesen; Gesinnung, Ansichten haben eine ausgezeichnete Klasse von Lebewesen – Personen – ebenso wie Gedanken und Sätze. Sätze sind die Elemente einer Sprache, mit deren selbstständiger Verwendung sich etwas – ein Gedanke, ein Sinn – ausdrücken und sagen (behaupten) und mitteilen lässt. Denn Gedanken sind nur verständlich,

wenn sie geäußert werden. Geäußert werden sie in einem Satz, der verstanden werden kann und das heißt: der Sinn hat. Die umfassendste Bedeutung von >Sinn< ist also >Verständlichkeit, Verstehbarkeit< . In diesem – formalen – Sinn-Begriff wird die Sprache reflexiv, bezieht sich auf den wesentlichen Aspekt ihrer konstituierenden Elemente, der Sätze.

Und der Gebrauch von Sätzen ist wesentlich auf Personen beschränkt, die sprechende, eine Sprache verwendende Lebewesen sind, und sich miteinander über zunächst Wirkliches verständigen, das auch in Empfindung und Gefühl gegeben sein kann, dann aber auch über das universelle Medium ihre Verständigung, die Sprache selber.

Der Wirklichkeitsbezug des Ausdrucks >Sinn< ist in den bisherigen lexikalischen Angaben nur indirekt greifbar als das >etwas<, das empfunden oder gefühlt oder wahrgenommen wird (>sentire<, die verbale Wurzel von >sensus< heißt neben empfinden und fühlen auch wahrnehmen). Das ist so, weil in den Angaben des lateinischen Wörterbuchs merkwürdigerweise eine fehlt, die die Wörterbücher der anderen Sprachen als sogar ursprüngliche Bedeutung auszeichnen, nämlich >Richtung<. Richtungen sind räumliche Möglichkeiten für Bewegungen im physischen Raum, also etwas Wirkliches. (Die Anisotropie der Zeit ist eine wirkliche Richtung.) Das Deutsche kennt noch den >Uhrzeigersinn< (die Richtung, in der sich die Uhrzeiger bewegen), das Italienische (das sich doch wesentlich vom Lateinischen herleitet) in der Sprache der Verkehrsschilder noch den >senso unico<, die Einbahnstraße.

Wenn >Empfindung< und >Gefühl< nicht einzelne, Personen charakterisierende Gegebenheiten bezeichnen (>x hat das Gefühl, das etwas nicht stimmt; ... empfindet Wehmut<), dann bezeichnen sie die Fähigkeit, von diesen Gegebenheiten affiziert zu werden. Und einer Person kann der Sinn >nach etwas stehen<, sie kann etwas haben, erleben oder tun wollen. Das ist der Sinn, der das Innere der Person meint (das sich in den verschiedensten Äußerungen manifestieren kann). Dieser innere Sinn ist ein Insgesamt von Fähigkeiten.

Wir haben also mit vier grundsätzlichen Bedeutungen von >Sinn< zu rechnen – als Richtung; als Fähigkeit (auch die >fünf Sinne< sind Fähigkeiten: zu sehen, hören riechen, schmecken und tasten); als Absicht oder Zweck einer Person im sich Geben und Benehmen (der nach etwas stehende Sinn); und als Verständlichkeit überhaupt (das, was geäußerte Sätze und Handlungen voraussetzen).

III

Bevor ich in der Bestimmung des Sinn-Begriffs fortfahre, schalte ich eine Philosophie-historische Überlegung ein.

Der Sinn-Begriff ist erst an der Wende zum 20. Jahrhundert in den Fokus getreten. Die Phänomenologen Husserl und Heidegger haben ihn gebraucht, aber nicht wirklich geklärt. (Heidegger hat die Frage nach dem „Sinn von Sein“ zur Grundfrage erklärt, aber sie ist sinnlos, wenn weder >Sinn< noch >Sein< näher bestimmt sind). Zu einem operativen Begriff *und* Gegenstand der Klärung ist >Sinn< erst bei Frege und Wittgenstein geworden. Ein entsprechender Artikel in dem >Historischen Wörterbuch der Philosophie< beginnt mit und handelt fast ausschließlich von Frege. Wittgenstein findet nicht einmal eine Erwähnung.

Das ist sachlich unangemessen, weil erst in ihrer Berichtigung durch Wittgenstein Freges Vorschläge eine haltbare Form gefunden haben. In seiner Abhandlung ›Über Sinn und Bedeutung‹ von 1892⁷² beschäftigt Frege sich mit dem Verstehen von informativen Identitätssätzen am Beispiel 'Der Abendstern ist der Morgenstern.' Beide Ausdrücke bezeichnen denselben Gegenstand – den Planeten Venus. Sie haben, sagt Frege, dieselbe Bedeutung, aber verschiedene Sinn. Als 'Morgenstern' ist die Venus am Morgen zu sehen, als 'Abendstern' am Abend. Die Ausdrücke haben insofern, sagt Frege, verschiedenen Sinn. Den Ausdruck 'Sinn' erklärt Frege metaphorisch mit 'Gegebenheitsweise'. Obwohl richtig ist, dass der deskriptive Gehalt von Kennzeichnungen ('der So-und-so'; *definite descriptions*⁷³ bei Bertrand Russell) und kennzeichnenden Namen kognitiven Sinn hat und (durch den Zusammenhang mit anderen Kennzeichnungen und Pronomina) semantisch auf Situationen der unmittelbaren Wahrnehmung verweist, war das ein unglücklicher Beginn der Diskussion über die Begriffe >Sinn< und >Bedeutung<. Zum einen ist von 'Sinn' primär im Blick auf Sätze zu sprechen und im Blick auf Satzbestandteile wie Namen und Kennzeichnungen nur abgeleiteter Weise. Zum andern verzeichnen Freges Bestimmungen gründlich die Bedeutung von 'Bedeutung', wenn als Bedeutung eines singulären Terminus der Gegenstand, für den er steht (auf den er Bezug nimmt), ausgegeben wird. Denn wenn der Träger z.B. des Namens 'Moses' stirbt, stirbt nicht die Bedeutung – eine Bedeutung des Namens (mit seiner Hilfe *von* einer Person sprechen zu können) bleibt erhalten. Nur die andere Funktion des Namens erlischt mit dem Tod des Namensträgers: *mit* ihm kann man trivialerweise nicht mehr sprechen, wenn er tot

⁷² In: Gottlob Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung* – Fünf logische Studien, hrsg. v. Günter Patzig, Göttingen ²1966.

⁷³ Das wird im Deutschen oft falsch mit 'bestimmte Beschreibungen' übersetzt statt mit 'Kennzeichnungen'.

ist. Die Gegenstandstheorie der Namensbedeutung ist einfach falsch.

Wittgenstein hat daher in der LPA richtig und kategorisch festgestellt: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ (3.3) Der Sinn des Satzes besteht in dem, was mit ihm *gesagt* oder zu *verstehen gegeben* werden kann. Und nur mit ganzen Sätzen kann etwas zu verstehen gegeben werden. Deshalb hat ein Name oder eine Kennzeichnung nur im Satzzusammenhange Bedeutung (eine semantische Funktion). Wenn ich nur 'Peter' sage, habe ich (wenn es kein Ruf ist oder als Ausruf, also expressiv, zu verstehen ist) *noch nichts gesagt* und ich kann gefragt werden 'Was ist mit ›Peter‹?' ('Was meinst du = was willst du denn über ›Peter‹ sagen?'). [Wenn ich eine Person mit einer Einwortäußerung gerufen habe oder einen Ausruf getätigt habe, habe ich mich wohl sprachlicher Mittel bedient, aber noch nichts *gesagt*. Was ich meine – zu verstehen gebe – versteht sich aus dem Kontext, wird nicht explizit und daher nicht *gesagt*.]

Aus Gründen des logisch-metaphysischen Systems in der LPA hat Wittgenstein da noch nominell an der Gegenstandstheorie der Namensbedeutung festgehalten, obwohl die Differenzierung zwischen Vertretungs- und Bedeutungsfunktion schon den Ansatz gibt, aus dem sich seine spätere Gebrauchstheorie der Bedeutung entfaltet. Denn der entscheidende Gedanke beim Übergang vom frühen System der LPA zur späteren Auffassung im Rahmen der *Autonomie der Grammatik* ist der, dass auch Namen und sonstige einfache Zeichen erklärt und nicht nur zirkulär erläutert werden können (vgl. dag. LPA 3.263). Die allgemeine Formel für Bedeutung eines Ausdrucks ist daher: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ (PU Abschn. 560) Denn die allgemeinste Bedeutung von 'Bedeutung' ist 'Wichtigkeit'. Ein 'bedeutender Mann' ist ein in unspezifizierten Hinsichten wichtiger Mann. Und die Bedeutungserklärung von Wörtern erklärt, was an ihnen *zu verstehen wichtig* ist, wie sie zu gebrauchen sind (daher auch 'Gebrauchstheorie' der Bedeutung).

Nur wo etwas gesagt wird, kann Sprachliches verstanden werden. Was verstanden wird, ist der Sinn des Gesagten. Als Verständlichkeit überhaupt drückt 'Sinn' einen formalen Begriff (eine Variable⁷⁴) aus. Das hat erst Wittgenstein gesehen, bei Frege ist ›Sinn‹ nur die eine semantische Eigenschaft von Ausdrücken jeden Typs neben ›Bedeutung‹ als der anderen.

⁷⁴ Zu ›formalen Begriffen‹ vgl. LPA 4.122-4.128. Dafür, dass Wittgenstein auch später daran festgehalten hat vgl. *Vorlesungen*, Vorlesung A 5, 2., Frankfurt am Main 1984, 32. Er nennt dort, was in der LPA ›formaler Begriff‹ heißt, direkt ›Variable‹ und erklärt: Die Wörter, die formale Begriffe ausdrücken (Ding, Zahl, Gegenstand, Person, Farbe etc.), können nicht prädiert werden wie normale Erfahrungsbegriffe.

IV

Der tiefe Aspekt des Sinn-Begriffs als formal wird in seiner Valenz erst deutlich, wenn sein Zusammenhang mit den Begriffen >Bedeutung< und >Wahrheit< einerseits, mit den Begriffen >Welt< und >Wirklichkeit< andererseits expliziert wird.

Wittgensteins Vorschlag und Sprachgebrauch folgend, haben Wörter Bedeutung und Sätze Sinn. Die Bedeutung von Wörtern besteht in ihrem Beitrag zum Sinn von Sätzen und ist im Prinzip jederzeit durch Erklärungen der Bedeutung anzugeben, so dass formal die Formel aus PU § 560 gilt: Die Bedeutung eines Wortes ist, was die Erklärung seiner Bedeutung erklärt. (Die Formel ist >analytisch wahr<, d.h. wahr schon aufgrund nur der Bedeutung der Wörter, die in ihr auftreten.)

Sätze in andere Modi als dem der Behauptung sind auf Erfüllung/Nicht-Erfüllung bezogen, Sätze im Modus der Behauptung auf Wahrheit/Falschheit. Damit Sätze erfüllt oder nicht-erfüllt, wahr oder falsch sein können, müssen sie sinnvoll oder verständlich sein, Sinn haben. Was Unsinn ist, kann weder erfüllt werden noch wahr sein – auch nicht nicht-erfüllt oder falsch, weil unsinnig zu sein eine potenzierte Form der Nicht-Erfüllbarkeit oder Falschheit ist, nämlich der Unverständlichkeit.

Wenn ein Satz wahr ist, besteht der Sachverhalt, den er darstellt und behauptet, wenn der Satz falsch ist, dann besteht der Sachverhalt nicht. Der wahre Satz stellt etwas Wirkliches dar; vor der Entscheidung über seine Wahrheit oder Falschheit stellt der Satz nur etwas Mögliches dar – einen Sachverhalt eben, nicht eine Tatsache.

V

In Abschnitt IV sind beiläufig schon die Modalausdrücke >möglich<, >wirklich< und >notwendig< aufgetreten. Was Sinn hat, ist möglich (zunächst: möglich zu verstehen = sinnvoll/verständlich); was wahr ist, ist >wirklich< (oder eine >Tatsache<); was analytisch wahr ist, ist notwendig relativ zu den Bedeutungen der im Satz gebrauchten Wörter (also begrifflich notwendig, nicht >von Natur< oder natürlich notwendig – ob Letzteres der Fall ist, ist eine andere weitere Frage).

Die zu den Modalausdrücken gehörigen Substantive sind abstrakte Allgemeinheiten, die formale Begriffe ausdrücken. Alles (der Ausdruck für Allgemeinheit), was möglich ist, ist

verständlich und kann unter geeigneten Umständen wirklich werden (sein). Dieser Zusammenhang ist begrifflich notwendig.

Die Erläuterung des modalen Sinns der Voraussetzungsbeziehung zwischen Sinn und Wahrheit führt zu einer Folgerung, die eine genuin philosophische Einsicht festhält: Indem wir sprachliche Darstellungen in Sätzen verwenden, umgeben wir das uns in Wahrnehmung oder tätigem Umgang Gegebene mit einem logischen Raum von Möglichkeiten, aus denen wir bei gegebenem Anlass eine als zu erfüllende (zu verwirklichende) oder als die bestehende, also wirkliche, auswählen. Der bei Rudolf Carnap promovierte philosophierende Schriftsteller Robert Musil hatte also Recht, dem Wirklichkeitssinn einen Möglichkeitssinn vorzuordnen.⁷⁵

VI

Der Bezug von Sinn auf Wirkliches ist nicht nur in den sprachlichen Darstellungen, deren wir uns bedienen, gegeben. Dann ist er intentional (auf Erfüllung/Wahrheit bezogen) und normativ (die Grenzen des Verständlichen bestimmend). Sondern der umgekehrte Bezug von Wirklichem auf Sinn ist auch kausal. Gegebenes kann uns gewisse Begriffe nahelegen.

Wittgenstein ist das in seinen Untersuchungen zu den Farbbegriffen deutlich geworden. Wir haben keinen Ausdruck >rötlich grün<, weil der relativ zu unserem System von vier Grundfarben (Grün, Blau, Gelb, Rot) plus Weiß und Schwarz keine Verwendung erlaubt, weil er widersprüchlich ist.⁷⁶ Und es ist eine Tatsache, dass wir uns mit diesen elementaren Unterscheidungen über Farben verständigen. (BüF III 52)

Den hier behaupteten kausalen Zusammenhang zwischen Erfahrungstatsachen und normativen Regeln (das diese durch jene nahegelegt sind), zitiert Wittgenstein einmal als Anlass für einen Kommentar

>„Es ist, als wären unsere Begriffe bedingt durch ein Gerüst von Tatsachen.“

Das heißt doch: Wenn du dir gewisse Tatsachen anders denkst, sie anders beschreibst, dann kannst du die Anwendung bestimmter Begriffe dir nicht mehr vorstellen, weil die Regeln ihrer Anwendung kein Analogon unter den neuen Umständen haben.<⁷⁷

⁷⁵ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Erstes Buch, Kap. 4. Reinbeck bei Hamburg 1978, 16-18.

⁷⁶ Wittgenstein zitiert Runge: „Wenn man sich ein bläuliches Orange, ein rötliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem so zumute wie bei einem südwestlichen Nordwinde.“ (BüF III 94)

⁷⁷ Wittgenstein: *Zettel*, Abschnitt 350.

Wittgenstein räumt ein, dass das Akzeptieren dieser Befunde die starre Unterscheidung zwischen Regel und Erfahrungssatz, Logik und Empirie in Frage stellt; und fragt sich sogar hinsichtlich seiner wiederholten Betonung, unsere Begriffe könnten auch anders sein als sie sind: „War das alles Unsinn?“ (BüF III 124) War es nicht. Dass eine Unterscheidung an ihre Grenzen unscharf wird, macht sie nicht überflüssig. (vgl. PU §§ 83-4)

Ich möchte noch einen möglichen wichtigeren Fall der Bedingtheit von Regeln durch Erfahrungsgegebenheiten erwähnen, den Wittgenstein nicht in Betracht zieht.

Die einfachsten Sätze der Sprache sind Subjekt-Prädikat-Sätze, in denen einem Einzelnen eine allgemeine Charakteristik (eine Eigenschaft) zugesprochen, ein Einzelnes so in einen Allgemeines eingeordnet wird. Wir sind aber selbst Einzelne (einzelne Exemplare der Gattung – des Allgemeinen – Mensch) und wir sind auf Einzelnes konditioniert – andere Personen als Kooperations- oder Geschlechtspartner, andere Lebewesen als Nahrung (Tiere und Früchte z.B.). Einzelnes ist uns gegeben, schon bevor wir die Kategorie des Einzelnen im Gegensatz zum Allgemeinen gebildet haben. Und zur Erwägung möchte ich geben, ob dies nicht auch ein Fall des bedingt Seins von Regeln durch Erfahrungsgegebenheiten ist.

Wenn das der Fall ist, rückt es eine innersprachliche Repräsentanz unseres konditioniert Seins auf Einzelnes in eine anthropologische Perspektive. Ich meine unsere Verfügung über das Sprachspiel der hinweisenden oder ostensiven Bedeutungserklärung.

Ein Einzelnes involvierendes Beispiel sind Sätze, in denen uns eine Person vorgestellt wird: >Dies ist Frau so-und-so ..<. Damit wird uns erklärt, wie wir die Person anreden und wie wir auf sie in der Rede mit anderen Bezug nehmen können. Die Erscheinung als Wirkliches wird der Sprache als Muster der Bedeutung des Namens einverleibt, internalisiert – es wird eine interne Beziehung zwischen dem Muster und dem Namen etabliert.

Geläufiger ist die Erklärung von Wahrnehmungs-Prädikaten durch den Hinweis auf Muster – exemplarisches Beispiel ist die Eichung von Farbausdrücken auf eine Farbtabelle. Auch dadurch werden interne Relationen gestiftet und das lässt sich hier sogar leichter demonstrieren. Wenn über einen ostensiv erklärten Farbausdruck im weiteren Gespräch Unklarheit aufkäme, könnte zu dem Muster für den Ausdruck zurückgegangen werden und seine Bedeutung klärend erinnert werden: >Es sieht doch (nicht) aus wie dies -> ...<.

Vermöge ostensiver Bedeutungserklärungen werden also Elemente des uns wahrnehmend Gegebenen als Elemente des Sinns der Sprache internalisiert.

VII

In der Erläuterung der modalen Bezüge der Voraussetzung von Sinn für Wahrheit ist bezüglich des Ausdrucks >Wirklichkeit< noch ein Ausdruck zu erwähnen, der oft mit ihm gleichbedeutend verwendet wird: der Ausdruck >Welt<. In der mit >Wirklichkeit< gleichbedeutenden Verwendung bedeutet Welt die >Wirklichkeit im ganzen<.

Wenn man aber, entgegen dem weit verbreiteten Sprachgebrauch, die beiden Ausdrücke unterscheiden will, dann gehört >Wirklichkeit< auf die Seite der Wahrheit, >Welt< auf die Seite des Sinns.

In semantischer Sicht ist >Welt<, was immer Astronomen und Kosmologen sagen mögen, der umfassende Begriff für alles Verständliche, alles Sinnvolle. Also besteht zwischen der Welt und dem sprachlich ausdrückbarem Sinn eine interne Relation. Die oben erwähnte Praxis der ostensiven Bedeutungserklärung, die der Sprache ja Elemente des Gegebenen und damit des Wirklichen als Muster der Bedeutung von Ausdrücken internalisiert, lässt auch das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, soweit es Bedeutungen erklärend explizit geworden ist, zu einem internen Verhältnis werden. Freilich ist in der Wahrheit oder Falschheit von Sätzen das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit auch extern. Denn, ob unsere Sätze wahr sind oder falsch, entscheiden nicht wir mit unseren Bedeutungserklärungen, sondern die Wirklichkeit durch ihre tatsächlich Beschaffenheit.

On the genesis of linguistic basic structure
A speculative account

Die ganzen Zahlen hat der liebe Gott
geschaffen, alles andere ist Menschenwerk.
(Kronecker)

„Die Zahlen sind freie Schöpfungen des
menschlichen Geistes, sie dienen als Mittel,
um die Verschiedenheit der Dinge leichter
und schärfer aufzufassen.“
(Dedekind)

One of the most famous dicta ascribed to the mathematician Leopold Kronecker (1832-1891) reads accordingly: „The integers were created by God, everything else by man.“ The tradition is insecure, because the dictum is said to come from an academic speech a text of which does not exist (any more?). Its most quoted source is an obituary notice by a colleague. It is materially questionable that Kronecker talked about the integers and not about the natural numbers only. Natural numbers can show up in the practice of counting alone, formation of integers presuppose elementary calculating.

Another famous dictum, this time presumably about numbers in general, can be seen to contradict Kronecker. It comes from the mathematician Richard Dedekind (1831-1916) and asserts in an essay of 1888⁷⁸ that numbers are free creations of the human mind in order to understand the distinctions of things more easily and more precisely. The contradiction is predicated on the assumption that by ›numbers‹ Dedekind meant all numbers. Kronecker, whether he meant to talk about integers or natural numbers, did not believe that all numbers are free creations of the human mind – some he believed to be created by God (i.e. not by man, even if one has to understand talk about God, here as elsewhere, metaphorically).

Upon reflection it seems that only the number 1 has to be given somehow (by God or as free creation of the human mind), for all other numbers can be (re-)constructed from them by arithmetical operations. Even the number 0 can be (re-)constructed with the settling for the rule or the decision that the operation of subtraction of a number from itself should have a result that is symbolically expressible analogous to the results of other numerical equations. 0 is the stipulation of this result.

In the following I want to argue that *no numbers* are given to us *a priori*, not even the

⁷⁸ Was sind und was sollen Zahlen? (1888)

number 1. What is given to us are *unities* which of course suggest the formation of a concept of number. But with the givenness of unities goes, in the central mode of givenness (which, it will be argued, is language), the givenness of a structure that for itself suggests a two-place relational reconstruction, which brings with it the distinction of semantics from syntax. This two-place relational structure, in its turn, can be shown to presuppose a three-place relational structure, which embeds the first structure in its pragmatic presuppositions and accordingly adds pragmatics to syntax and semantics. This going together a two- and three-place relational structure I call for short *the basic structure*. The following discussion develops a rational speculation about the genesis of this *basic structure*.

I.

Let me first make good the two assertions made in the exposition of my problematic. I want to do this by way of meaning explanation.

Unities given to us are inanimate or animated entities – objects like a stone or a fruit, animals like dogs and humans. But humans are not just animals, they regularly (have) become persons in a process of socialization and enculturation. As persons humans are essentially acting, speaking and self-evaluating animals. I ask the reader to concede the first two attributes as matters of course. The third, ›self-evaluating‹, can be seen to be implied in the first two thus: To execute an action means to try to realize an intention or a goal. This can be formulated in advance by a speaking animal and the formulation then can be used as a measure of success or failure of the action. As this must be possible for the agent himself in order to act at all, he is potentially self-evaluating his action. In the activity of speaking (using the language to give something to understand) self-evaluation basically takes the form of self-correction in cases of empirical error or slip of tongue.

That we count into the ontology of normal understanding inanimate things (objects), plants, animals and persons⁷⁹ is evidenced not only by our having the concept of a person additionally to that of a human being, but by the language games with the personal pronouns, too. Especially illuminating, although not exhausting, is the explanation given by grammarians in late antiquity: The first person expresses who speaks (*quis?*), the second person to whom is spoken (*ad quem?*), the third person expresses what is spoken about (*de quo?*). This triad

⁷⁹ Cp. my paper ›The concept of a person and the ontology of common sense‹ on academia.edu

relates to the three-place relational structure in the basic structure and will be returned to.

The other assertion I have to give a reason for is that language is the fundamental medium of givenness. This seems to be counter-intuitive and against much of the tradition of modern epistemology. And it cannot be denied that, of course, we see, hear, touch, smell and taste what is given to us. But to be *objective and scrutable* what is given to us by the senses has to be formulated linguistically. Additionally it could be shown that language among the media bringing us in touch with reality is the only *universal* medium, because it can explain its own elements as far as they can be explained at all. This is why Wittgenstein equated meaning and meaning-explanation (PI para. 560). For reasons of space I do not elaborate on this here.⁸⁰

The smallest unit in language usable for giving something to understand is the proposition / sentence. The most simple proposition consists, in logical analysis, in the coupling of a singular with a general term. The general term is said to classify what is designated by the singular term by grouping it together with other items of its kind and thereby distinguishing it from items of all other kinds. For my purposes, however, a less fine-grained analysis than a logical one is preferable. It is afforded by the traditional grammatical analysis of (not only) singular propositions into subject and predicate. Here it is said that the subject talks of or about something or someone and the predicate says something about what is talked about in the use of the subject expression. This ›analysis‹ is (with the necessary extensions and adjustments) applicable to propositions of all kinds of logical form. And it affords the two-place relational structure within the basic structure I envisaged. Preferable is this kind of analysis for my purpose, because it admits the combination of two- and three-place relational structure into the basic structure. For it allows complementation by the pragmatic aspect of language use in communication (on which the grammarian's analysis of the triad of personal pronouns concentrated) in a way, in which logical analysis – especially in the function-theoretical idiom of Frege and his followers – does not allow this. (The formal duality of function and argument is exclusively two-place.)

The object of the following discussion, expressed formally with the means that are already afforded by natural language, is therefore this case of using language:

{Someone says (speech-act) to some other one : **something** :
(predicate) about someone something (subject).}

⁸⁰ Cp. the section on language in my ›An Abstract of Philosophy‹. (on academia.edu)

The whole, enclosed in curved brackets, represents the basis structure. The middle ›something‹ typed in extra bold is ambiguous. As belonging to the first (pragmatic) of part of the basic structure it represents a propositional content of the form ›that p‹. As belonging to the second (syntactical/semantic) part [i.e. after the first double point and before ›(predicate)‹)] it would have to be explicated by the predicative expression only.

III.

The speculative question for a genetic account of this complicated structure is the question how it could have been built from elements. Since 1 precedes 2 and 2 precedes 3 (in the series of natural numbers), the account has to start with the second (syntactical/semantic) part of the basic structure. For getting it started two additional presuppositions have to be granted. First, we act and speak before we can reflect on what we do or say. Wittgenstein called this a presupposition of all (his) philosophy. (RFM VI.17 f) Second, the first vocal utterances could have been utterances of one element only. In full blown language one-element utterances are rare, but occur in addressing someone, appealing to someone, cheering on someone. Also, small children acquiring their mother tongue start with one-element utterances.

Now, of course, a first element is complemented to an elementary two-element structure by just adding a second element. Before the existence of the elaborated conceptual distinctions applying to the basic structure one may not assume any difference between the elements. But what then is the point of adding a second element? Here, I believe, one must take recourse to the intention to give something to understand. In vocal practice there are only two dimensions for possible differentiation: The order of utterance and intonation or phrasing respectively. Either one distinguishes the elements by the order of their utterance, or one intones the elements differently.

If we remember that the account of the genesis of the basic structure may not presuppose the semantical apparatus belonging to language full-blown, then one confronts the task of a genetical account of this vocabulary two. It must have been suggestive to take the first element in a two-element utterance to have a different function from the second, because addressing someone and referring to something or someone have to be thought of as fused in one of the elements⁸¹ and addressing someone prioritizes the first element.

⁸¹ The phylogenetic construction of an animistic stage in the development of the human mind is the place where such proto-language can be thought of as used.

The next step must have been to differentiate with respect to the first element those cases, in which its real counterpart can respond with an utterance (precursors of the fundamental responses in language full-blown: yes and no), from those, in which it cannot respond, because it shows no (intentional) utterance. This distinction leads to the other of utterances with a primarily practical purpose (introduced by an addressing element) from those with a primarily theoretical purpose, introduced by a referring element. At the same time these differentiations institute that between syntax and semantics, which is, with respect to the elementary two-element utterance, at the same time the distinction between sentence and proposition. In syntactical respect both types of utterance are two-element ones; with the distinction of address from reference a first semantical distinction is won.

The movement described up to now is the movement of creating complexity by the addition of a second element to the first in an utterance and then identifying analytically the distinctions to be made as a consequence.

IV.

The movement now to be described, leading to the three-places relational structure in the basic structure, again has, of course, an aspect of creating further complexity by the addition of a third (type) of element. And its other aspect could also be described as an identifying one. But this time it concerns not what analytically is implied in a structure already reached, but the pragmatic presuppositions of the two-element structure, which are made explicit by the introduction of designating expressions for them. Here I make use of a fundamental insight of Robert Brandom's expressivism: That some fields of talk are best understood as explications of what more simple talk presupposes.

That the elementary linguistic exchange involves two persons [expressions for whom – names or definite descriptions – are instances to replace the indefinite pronoun ›someone‹, which functions as a variable ranging over ›persons‹ in normal language (its counterpart is ›something‹ ranging over ›objects‹)] complements the two-element structure, taken as a unified propositional content (›that p‹), by the two other places forming the three-place relational structure. And the ›something‹ in middle position between double points and with double meaning (besides ›that p‹ as belonging to the first part it represents a predicative expression as belonging to the second part) combines the whole into what I proposed to call the *basic*

structure.

V.

In the whole movement which I tried to describe in (III.) and (IV.) invention and discovery – the priority of which was the mooted question in the quotes from Kronecker and Dedekind I started with – must be taken to be intertwined. Moreover, if plausible, it shows that Dedekind is right in believing that discovery presupposes invention in the development of language (as reconstructed in rational speculation). For the first step to be assumed – the creating of complexity by adding a second element to the first – has to be taken as an inventive one.

Über Modi der Sprachverwendung

Modi – grundlegende Arten – der Sprachverwendung zu unterscheiden, erzeugt eine hierarchisierende Ordnung unter den Weisen des Gebrauchs der Sprache. Beim Verfassen meiner Miszelle >Über Mitteilung< ist mir aufgefallen, dass ich meine Ansicht zu einer derartigen Ordnung noch nicht im Zusammenhang erörtert habe.

Wittgenstein ist vielfach so verstanden worden, als sei eine solche Ordnung weder nötig noch möglich – auch darauf könnte Brandom seinen Vorwurf an ihn gründen, er sei >semantischer Nihilist< (den er noch nicht im einzelnen ausgeführt hat). Einschlägig dafür ist *Philosophische Untersuchungen* Abschnitt 23:

„Wieviele Arten der Sätze gibt es aber? Etwa Behauptung, Frage und Befehl? – Es gibt *unzählige* solcher Arten: unzählige Arten der Verwendung alles dessen, was wir >Zeichen<, >Wörter<, >Sätze< nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen.“

Das Wörterbuch macht keinen starken Unterschied zwischen >unzählig< und >zahllos<. Für beide wird als erste umgangssprachliche Bedeutung >(emotional) sehr viele< angegeben. Es ist aber sinnvoll einen Bedeutungsunterschied anzugeben – >unzählig< als >de facto nicht zu zählen, in diesem Sinn: sehr viele<; >zahllos< als >nicht sinnvoll zu zählen, daher ohne Zahl<. Wenn man diesen Unterschied macht, hätte Wittgenstein in PU Abschn. 23 nicht >unzählig< sondern >zahllos< verwenden sollen. Denn zuvor hat er in Kommentierung des Frege'schen Behauptungszeichen sehr wohl eingeräumt, dass sinnvoll Unterschiede zwischen Modi wie Behauptung und Frage gemacht werden können (Abschn. 23), nur meint er, solche Unterscheidungen seien von divergenten Interessen abhängig (vgl. PU Abschn. 570) und gäben insofern keine homogene Ordnungsmöglichkeit her.

Ich ziehe es daher vor, Wittgenstein so zu verstehen, dass er eine begründete Unterscheidung zwischen Modi der Sprachverwendung durchaus für möglich, aber für seine Interessen entbehrlich hält. Es ist ja auch sehr zweifelhaft, ob auf der Ebene, auf der Frage und Behauptung als Modi unterschieden werden, >unzählige< im Sinn von >sehr viele< Verwendungsweisen gleichen Tiefgangs gefunden werden können.

I.

Dass zwei von Wittgenstein sehr beeinflusste Sprachphilosophen wie Tugendhat und Kenny⁸² eine grundlegende Modus-Unterscheidung getroffen haben, lag aber nicht an solchen hermeneutischen Erwägungen zu Texten von ihm, sondern am synkretistischen Charakter ihrer Sprachphilosophien.

Sie schlugen vor, einerseits den (theoretischen) Behauptungsmodus, andererseits einen (praktischen) Modus der Fiats⁸³ zu unterscheiden. Das Unterscheidungskriterium ist die beabsichtigte Richtung der Übereinstimmung (direction of fit). Wenn eine Äußerung im Behauptungsmodus falsch ist, dann muss sie zurückgezogen oder verändert/berichtigt werden. Wenn eine Äußerung im Modus der Fiats >falsch< ist, kann, wenn sie aufrechterhalten wird, die Wirklichkeit geändert werden, damit Übereinstimmung hergestellt wird.

Das ist eine sinnvolle deskriptive Unterscheidung, aber sie ist nur zweigliedrig. Wittgenstein hat, wenn auch nur in Frageform und ohne sie zu übernehmen, mit Behauptung, Frage und Befehl eine dreigliedrige Unterscheidung erwähnt. Ich möchte im Folgenden den >Fiats< Frage und Befehl noch Bitte als selbstständigen Modus hinzufügen, also eine viergliedrige Unterscheidung der Modi als grundlegenden Sprachverwendungsarten vorschlagen.

II.

Ich möchte zu diesem Zweck dafür argumentieren, dass zwischen den drei bei Kenny/Tugendhat zu den Fiats gerechneten praktischen Sprachverwendungsarten hinreichende starke Unterschiede bestehen, um sie als Modi zu verselbstständigen.

Eine Behauptung aufzustellen heißt, einen Wahrheitsanspruch für das Gesagte zu erheben. Auf eine Behauptung wird sinnvoll durch die Überprüfung dieses Wahrheitsanspruchs reagiert. Wenn er erfüllbar ist, ist die Behauptung wahr und zu Recht aufgestellt worden. Wenn nicht, ist sie falsch und muss entweder zurückgezogen oder berichtigt werden.

Fiats erheben keinen Wahrheitsanspruch. Sie zielen auf andere Weisen der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, die sämtlich unter den Titel der Erfüllung gebracht

⁸² Ihr gleich anzuführender, gleichlautender Vorschlag war übrigens möglicherweise nicht unabhängig voneinander. Sie gehörten am Ende der 60er und in den 70er Jahre(n) des letzten Jahrhunderts beide zu einer philosophischen Diskussionsgruppe, die einmal jährlich in den Schweizer Bergen zusammenkam und an der auch Davidson teilnahm. – Ich beziehe mich, ohne Nachweise im einzelnen, auf Tugendhat: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie* und Kenny: *Freedom, Will, & Power*.

⁸³ Von lateinisch >fiat< = es möge geschehen.

werden können.

Eine Frage zu stellen, heißt formal, um eine Antwort zu bitten. Eine Antwort ist die Reaktion auf eine Frage *in sprachlicher Form*. Das unterscheidet sie markant vom Befehl, der eine autorisierte Bitte um ein konkludentes Tun ist – eine Handlung oder eine Tätigkeit –, ohne die geforderte Reaktion auf sprachliche Form einzuschränken.

In der Charakterisierung von Frage und Befehl als Modi habe ich beide Male schon das Verb >bitten< verwendet. Statt dessen hätte es im Fall der Frage auch z.B. >auffordern< getan, im Fall des Befehl auch z.B. >anweisen<. Dass Bitte als Modus verselbstständigt werden sollte, liegt an der Unbeschränktheit der Wünsche, die sie zum Ausdruck bringen kann. Wünsche unterliegen, anders als die Frage und Befehl zugrunde liegenden Einstellungen, nicht durchweg den Normen deskriptiven Sinns (der Verständlichkeit überhaupt). Man denke an die vielfältige kulturelle Erscheinungen herbeiführenden Wünsche nach ewiger Jugend und/oder Unsterblichkeit. Solche Wünsche sind nach deskriptiven Standards sinnlos (unverständlich), aber es gibt sie doch, weil wir eben auch Unmögliches wünschen können. Diese partielle Suspendierung der Normen des Sinns/der Verständlichkeit, rechtfertigt nach meiner Auffassung die Verselbstständigung der Bitte als grundlegendem Modus der Sprachverwendung.

III.

Damit ist gesagt, was ich zu meinem viergliedrigen Vorschlag, Modi der Sprachverwendung zu unterscheiden, überlegt habe. Der Vorschlag hat eine klares Falsifikationskriterium. Jemand muss mit guten Gründen einen weiteren Modus oder mehrere weitere Modi geltend machen. Ich bin einigermaßen zuversichtlich, dass das nicht gelingen wird.

Über Mitteilung (De communicatione⁸⁴)

Dass eine Person einer anderen etwas mitteilt, ist eine ubiquitäre Erscheinung des Gebrauchs der Sprache. Nichts ist alltäglicher und, aus Beobachterperspektive, aufdringlicher. Denn wenn man zwei Personen einander zugewandt ihre Münder bewegen und vielleicht mimischen Ausdruck zeigen und gestikulieren sieht, nimmt man selbstverständlich an, dass sie miteinander sprechen, (sprachlich) kommunizieren, und nicht, dass sie Gesichtsgymnastik machen. Und im miteinander Sprechen einander auch Manches mitteilen.

Im Blick auf Derartiges stellt sich an den von mir vorgeschlagenen Begriff der Sprache als >universelles Medium des Ausdrucks und der Darstellung< die Frage, ob >Mitteilung< nicht verlangt, als Merkmal der Sprache eine ebenso grundlegende Stellung zugewiesen zu bekommen wie >Ausdruck< und >Darstellung<, also die Definition des Sprachbegriffs nicht lauten müsste: >universelles Medium des Ausdruck, der Darstellung und der Mitteilung<. Nun kann jeder seine Begriffe fassen, wie er will, aber ich will Gründe dafür anführen, dass die Frage an meinen Sprachbegriff verneint werden sollte.

I.

Bevor ich das tue, einige Belege erwähnende Erwägungen zum Ausdruck >Mitteilung<.

In der neueren deutschen Sprachgeschichte (seit Luthers Bibelübersetzung) war aufgrund der umfassenden religiösen Durchdringung der Kultur das, was einem mitgeteilt wurde, oft die Gnade oder Barmherzigkeit Gottes oder eines sozial Höhergestellten. Luther z.B. übersetzte in *Römer* 1,11 das griechische *μεταδωvai* mit *mitteilen*: „Denn mich verlangt, euch zu sehen, dass ich euch *mitteile* (*μεταδω*) etwas von der geistlichen Gabe, euch zu stärken.“ Die Übertragung und schließlich folgende Einschränkung von Mitteilung auf propositionale Gehalte ist in der Goethe-Zeit erfolgt. Dieser selbst etwa schrieb den Vers: „Geheimnis nur verbürgt unsere Thaten, ein Vorsatz, mitgeteilt, ist nicht mehr dein.“⁸⁵

Zwei logische Punkte lassen sich diesen spärlichen Hinweisen entnehmen. Was mitgeteilt

⁸⁴ Lateinisch *communicare*, das grundlegend *jemanden an etwas teilnehmen lassen, jemandem etwas mitteilen* bedeutet, überschneidet sich in der Bedeutung weitestgehend mit deutsch *mitteilen* (F.A. Heinichen *Lat.-Deutsches Schulwörterbuch*, Leipzig und Berlin ⁷1903, 161), nur, dass der deutsche Ausdruck die konkreteren Anwendungen nicht von vornherein auf sprachliche Mitteilungen erweitert (aber schließlich eingeschränkt) hat.

⁸⁵ Zit. nach Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Band 12. Spalte 2423.

wird, muss es schon geben (bzw. als gegeben unterstellt werden). Und der, dem es mitgeteilt wird, darf es nicht schon haben.

II.

Aus dem ersten logischen Punkt folgt, dass >eine Mitteilung machen< keine elementare Sprech-/Sprachhandlung ist wie es >eine Behauptung aufstellen<, >einen Wunsch äußern<, >einen Befehl geben< oder >eine Frage stellen< sind.⁸⁶ Daraus wiederum folgt schon, dass auch nicht jede Sprechhandlung eine Mitteilung macht oder ist, so wenig, wie jede Sprachäußerung einen Gedanken ausdrückt.⁸⁷

Betrachten wir ein Beispiel, das ich meiner Frau verdanke. Jemandem kann die Mitteilung gemacht werden, dass ihm seine Arbeitsstelle gekündigt worden ist. Diese Mitteilung muss ihm nicht von demjenigen gemacht werden, der zur Kündigung des Arbeitsverhältnisses selbst berechtigt war – der Mitteilende kann von dem normativen Sachverhalt der Kündigung einfach nur gehört haben. Der der Kündigung zugrundeliegende elementare Sprechakt ist eine Zurückziehung des vom Kündigenden im Abschluss des Arbeitsvertrages gegebenen Versprechens auf Beschäftigung. Die Mitteilung darüber kann freilich auch vom zur Kündigung Berechtigten selbst gemacht werden – dem Gekündigten gegenüber selbst – dann ist es auch eine, nur sachlich ausgedrückte, normative Sprechhandlung – oder anderen Interessierten gegenüber, dann ist es die zum assertativen Modus gehörenden höherstufige Sprechhandlung der Mitteilung, die die elementare (Zurückziehen des Versprechens auf Beschäftigung aus dem Arbeitsvertrag) voraussetzt.

III.

Sofern die gegebenen kargen Explikationen zum Begriff der Mitteilung überzeugen, begründen sie zwingend, dass >Mitteilung< als Sprachfunktion nicht auf derselben basalen Ebene angesiedelt ist wie >Ausdruck< und >Darstellung< – dass also der von mir vorgeschlagene Sprachbegriff – Sprache ist universelles Medium des Ausdrucks und der Darstellung – nicht um das Merkmal Mitteilung ergänzt werden muss.

⁸⁶ Hier klassifiziere ich als elementar Sprechhandlungen, die zur Ausbildung eines eigenen *Modus* der Sprachverwendung geführt haben.

⁸⁷ Vgl. Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Abschnitt 304 b.

Ein beiläufiges Resultat ist ferner die Implikation, wie weit von deskriptiver Angemessenheit (begrifflicher Wahrheit) der Versuch eines prominenten (Möchtegern-) Gesellschaftstheoretikers ist, allen Gebrauch der Sprache im Rahmen einer >Theorie des kommunikativen (= mitteilenden!; EML) Handelns< zu explizieren. Methodologisch missachtet dieser Versuch das Selbsterklärungspotential der Sprache, das sie zum universellen Medium erst werden lässt, und den aus diesem Charakter folgenden methodischen Zwang, die Sprache aus sich selbst und schon unter Verwendung aller ihrer Mittel⁸⁸ verständlich zu machen.

⁸⁸ Vgl. Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Abschnitt 120 b.

Aus: Nein sagen und nach Frieden suchen

Heinrich beginnt seine Erörterung der Sprache mit dem Hinweis, Fragen mit Fragewörtern nach einem Sachverhalt, seinem Grund oder seiner Ursache, seinem Ort und seiner Dauer drückten ein Nichtsein aus. Insofern solche Fragen als Ausdruck von Unkenntnis oder Nichtwissen verstanden werden und diese als Fälle von Nichtsein aufgefasst werden, ist das nachvollziehbar. Aber sie könnten doch auch als Ausdruck von kennen und wissen Wollen verstanden werden und würden dann als (intentionales) Sein zu verstehen sein. Dann stünden wir nicht Fremdem gegenüber, das wir nicht sind – wie Heinrich fortfährt; sondern thematisierten Möglichkeiten, die wir in Erfahrung bringen wollen. Diese Beschreibung aber wäre nicht in eine existenzialontologische Interpretation fortsetzbar, die auf die Bestimmung hinausläuft, dass Sprache Neinsagen ist zum Nichtsein (100). Für sie könnte nur gesagt werden, was für Sprechen immer gesagt werden kann – es sei Neinsagen zum Nichtsein des Schweigens.

Heinrichs Wahl seiner Beschreibung ist motiviert durch die Absicht, Sprache im Horizont einer an Hölderlin und Hegel anschließbaren Auffassung des Seins als Vereinigung oder einer Theologie des Wortes (199 Fn 10) zu explizieren. Auch eine so hochstufige Anbindung der Sprachauffassung aber muss deskriptiv richtige Auffassungen niedrigerer Stufe integrieren können. Das ist für die schon erwähnte Einsicht in die Begriffe Sprache und Übersetzung als koextensiv (118) der Fall, nicht aber für die starke Version eines internen Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit, die Heinrich der Sache nach impliziert – zuerst in der These, jedes sprachliche Gebilde „formuliert nicht nur ein Stück der Wirklichkeit, sondern verkörpert das ‚ganze‘ Sein.“ (99) Dann in der in der Darlegung:

„Sprechend übersetze ich in einem fort, von einer Sprache in die andere, aber immer: von Sprache in Sprache. Keiner sehe ich an, dass sie die Ursprache ist. Ich müsste ja beobachten können, wie sie aus sprachlich Ungeformtem oder wenigsten nicht sprachlich Geformtem entspringt. Aber eben das kann ich nicht, denn immerzu stoße ich auf Sprache. Jede Form kann ich übersetzen , d.h.: sie ist schon Sprache, wie könnte ich sie sonst übersetzen.“ (108)

Diese Darlegung erklärt alles für sprachlich und behauptet damit eine zu starke Version des internen Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit. Dies hat andererseits zur Folge, dass Heinrich zu wenig mit sprachlicher (syntaktischer und semantischer) Struktur rechnet und das

macht zweifelhaft, ob die von mir gegebene Erläuterung seines Übersetzungswiderstände ausnutzenden Darstellungsverfahrens dieses wirklich trifft. Denn meine Erklärung beruhte darauf, in Anschlag zu bringen, dass Begriffe nicht nur in in Sätzen ausdrückbare Urteile, sondern diese Urteile weiterhin in Satznetze („Sprachspiele“ in einem Sinn) gehören, welchen Verknüpfungen sich der ‚Widerstand‘ verdanken musste.

Zurück zum Hauptpunkt: Zwischen Sprache und Wirklichkeit besteht nämlich nicht nur ein internes, sondern ebenso ein externes Verhältnis. Auf der Ebene des Sinns ist das Verhältnis intern. In Wort- und Ausdruckserklärungen benutzen wir Wirklichkeitselemente zur ‚Eichung‘ (Sinnfestlegung) der Wörter und Ausdrücke auf Muster oder Paradigmen. Diese so erklärten Wörter und Ausdrücke verwenden wir dann in Sätzen in verschiedenen Verwendungsmodi. Ob diese Sätze aber wahr oder falsch sind, erfüllt/erfüllbar oder nicht, das hängt von der Wirklichkeit ab – und in dieser Hinsicht ist das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit extern (wir haben das ‚Verhalten‘ der Wirklichkeit hinsichtlich Wahrheit/Falschheit bzw. Erfüllung/Nichterfüllung der Sätze durch unsere Sinnfestlegungen nicht schon präjudiziert, sondern nur auf Ja *oder* Nein festgelegt⁸⁹). Hinsichtlich dieser Alternative ‚entscheiden‘ nicht wir, sondern die Wirklichkeit (deshalb ist sie insofern zur Sprache extern). Heinrich führt für seine starke Version als Beispiele für Ungeformtes, das in Sprache übersetzbar und daher schon Sprache sei „die schmerzhafteste Regung meines Leibes, die dumpfe Wut“ an. Aber das sind nicht zufällig Beispiele, für die sprachliche Äußerungen in erster Person („ich habe Schmerzen, bin wütend“) expressiv zu verstehen sind, die nicht direkt nach wahr/falsch bewertbar sind, sondern nur als wahrhaftig oder unwahrhaftig, und zwar so, dass, nach einer glücklichen Formulierung Wittgensteins, die Wahrhaftigkeit des Äußerers für die (nicht direkt überprüfbare) Wahrheit des Geäußerten garantieren muss⁹⁰ – das kann erst der Fall sein, wenn der Äußerer ein kompetenter Sprecher geworden ist (und das wird er in einem Prozess des Erlernens der subjektiven psychologischen Sprachverwendungen dadurch, dass er Zureden und Erklärungen wie ‚da tut es dir jetzt weh‘, ‚jetzt bist du aber wütend‘ mit sprachlichen Bekundungen in 1. Person zu entsprechen lernt – solche zurendenden und erklärenden Äußerungen sind sozusagen psychologische Entsprechungen von Erklärungen durch Hinweis in den Sprachspielen über ‚Äußeres‘).

⁸⁹ „auf ja oder nein fixiert“ - Wittgenstein LPA 4.023.

⁹⁰ Wittgenstein PU II 566 = PPS Abschnitt 319: Die Wahrheit eines ‚Geständnisses‘ (psychologischer Äußerung in 1. Person Präsens) ist „durch die besonderen Kriterien der *Wahrhaftigkeit* verbürgt“.

Übrigens erfüllt das sowohl interne als auch externe Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, hinsichtlich dessen die Isolierung seiner Momente voneinander die komplementären Fehler von (erkenntnistheoretischem) Idealismus und Realismus bezeichnet, eine von Heinrich mit Zustimmung gebrauchte Formulierung von Francis Bacon – *natura parendo vincitur* (vgl. 77). Indem wir unsere Ausdrücke für Wahrnehmbares durch Hinweiserklärungen auf Muster eichen und die Gegenstände in dieser Rolle damit der Sprache (wenn auch nicht der Wort-Sprache – *PU* Abschnitt 16) internalisieren, machen wir uns empirische natürliche Regelmäßigkeiten (auf denen die Stabilität der Gegenstände beruht, z.B.) zu normativen Regeln unseres Verhaltens (den sprachlichen Ausdrucks nur für dem Muster hinreichend ähnliche Gegenstände zu verwenden). Die Ausdrücke verwenden wir dann in Beschreibungen, die über viele Stufen zu Naturgesetzen führen, die uns die Natur beherrschen lassen. Aus der Perspektive dieser hochstufigen sprachlichen Gebilde, von denen gilt, was *LPA* 6.3431 sagt⁹¹, lässt sich aber das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit auch mit einer Formulierung Nietzsches beschreiben (die dazu allerdings aus dem Kontext einer irreführenden phänomenalistischen Wahrnehmungstheorie genommen werden muss): mit der Sprache betreiben wir ‚ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge‘.

Nun schreibt auch Heinrich: „Nur der hat Sprache, der getrennt ist vom Sein.“ Räumt er damit ein *auch* externes Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit doch ein? Nein, denn er setzt fort: „Nur dort ist Sprache, wo Trennung überwunden ist. Sprache ist nein sagen zum Nichtsein.“ (100) Hier wird nicht eine strukturelle Eigentümlichkeit der Sprache anerkannt (zur Wirklichkeit sowohl intern als auch extern zu sein), sondern die Sprache aus dem Gesichtspunkt sprechenden sich selbst Behauptens funktional charakterisiert.

Diese wenigen Andeutungen sollen hier genügen, plausibel zu machen, dass Heinrichs Version des internen Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit zu stark ist – das Verhältnis ist nicht nur und zur Gänze intern, deshalb formuliert nicht jedes sprachliche Gebilde „das ‚ganze‘ Sein“.

Ich hatte behauptet, die Überzeichnung des internen Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit entspreche bei Heinrich eine Unterschätzung der Wichtigkeit sprachlicher, syntaktischer und semantischer Struktur. Das kann man im *Versuch* schon ganz am Anfang entdecken, wo Heinrich u. a. behauptet: „Nichts ist unselbständiger als das Nein. Es setzt eine Frage voraus, ist selbst nur die abschlägige Antwort (‚nein‘) auf eine Frage.“ (9) Nicht nur!, muss man protestieren. Nicht nur Satzfragen (die ja auch nicht die einzige Art von Fragen sind), sind verneinbar, auch Behauptungen, Befehle, vielleicht sogar Wünsche. Hinsichtlich dieser nur als Beispiele genannten funktioniert das Nein jeweils anders und deskriptive

⁹¹ „Durch den ganzen logischen Apparat hindurch sprechen die physikalischen Gesetze doch von den Gegenständen der Welt.“ – Die folgende, von Nietzsche entlehnte Formulierung findet sich in ‚Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn‘

Klärung hätte die Unterschiede zu bestimmen und den Zusammenhang unter den verschiedenen Verwendungsweisen, z.B. den Zusammenhang von Satzfragen mit (der Überprüfung von) Behauptungen. Dadurch würde sprachliche Struktur sichtbar.

Für die Unterschätzung der Wichtigkeit sprachlicher Struktur, die der Überschätzung der Internalität von Sprache und Wirklichkeit korrespondiert, spricht weiter z.B. folgende Darlegung:

„Vielmehr stoße ich, sobald ich Ordnung schaffen will, auf eine Vielzahl einander widerstreitender Ordnungen: ein Chaos von Ordnung. Und bei genauerem Hinsehen bemerke ich: jeder Satz, ja der einen anderen anziehende oder abstoßende Begriff, hinter dem verborgen schon ein Satz steht, der mit dem ausgesprochenen nicht übereinstimmen muss, ist eine Ordnung für sich, von keiner andern ableitbar, auf keine andere reduzierbar.“

Heinrich gibt diese extreme Beschreibung, die deskriptiv einfach nicht zutrifft, weil es sonst keine *Logik*, keine ‚Theorie der Folgerung‘ (die die moderne Logik darstellt), gäbe, weil er an folgender Fortsetzbarkeit interessiert ist:

„Ich bin zu einem Kampffeld einander im Namen von ‚Ordnung‘ widerstreitender Mächte geworden. Meine Schwierigkeit (die Schwierigkeit geordneten Sprechens) ist jetzt nicht, Ordnung aufzustellen oder herzustellen, sondern die miteinander kämpfenden zu versöhnen.“ (107)

Diese Beschreibung stellt den Anschluss an die christologische Interpretation der Sprache als ‚versöhnender Macht unter den Mächten‘ her, deshalb gibt Heinrich sie. Aber sie trifft in der Leugnung von Ordnung und Ableitbarkeit zwischen Begriffen und Sätzen einfach nicht zu. Zugleich gibt es bei solcher Leugnung nichts, worauf der ‚Übersetzungswiderstand‘ von Begriffen gemäß der oben skizzierten Erklärung beruhen könnte – und das macht die skizzierte Erklärung unzureichend und den Leser, der keine ‚Mythologie des Symbolismus‘ in Kauf nehmen möchte, ratlos.

Dieses Ergebnis impliziert einen ersten Fall von ‚Unrecht‘ der Heinrich und Heidegger gemeinsamen Auffassung, man müsse Partei ergreifen, um überhaupt etwas zu verstehen. Denn Heinrich gibt die kritisierten zu weit gehenden Beschreibungen von der Sprache aufgrund seiner Parteinahme (für die ‚prophetische Tradition‘, für die ‚christologische‘ Auffassung der Sprache).

Nun ist es seit Kant eine Maxime kritischen Philosophierens, eine kritisierte Auffassung

nicht nur abzuweisen, sondern zumindest auch eine Erklärung ihrer Möglichkeit anzubieten.⁹² Heinrichs Bestehen auf ‚apologetischer‘ Kritik, die mit dem Kritisierten gemeinsame Sache zu machen beanspruchen soll, um seinen Anspruch auf ‚Bundesgenossenschaft‘ nicht zu ‚verraten‘, geht in ähnliche Richtung. Die folgenden Erwägungen versuchen, diesen Desideraten zu genügen.

Auch wenn man eine Theologie der Kultur und Geschichte nicht für den Kontext hält, in dem analytisches Verstehen von Sachverhalten besonders gut vorankommen kann (und daran muss sich Philosophieren, das nach Kant nur ‚gegebene Begriffe deutlich‘ zu machen hat, vor allem messen lassen), kann man nämlich Heinrichs pathetischer Charakterisierung der Sprache als ‚friedensstiftender Macht unter den Mächten‘ erstaunlich viel deskriptiven Sinn abgewinnen. Eine einzigartige Macht ist die Sprache als ein Insgesamt von Ausdrucks- und Darstellungsmitteln nämlich jedenfalls unter den Mächten ähnlichen und insofern vergleichbaren Funktionenprofils – den anderen Ausdrucks- und/oder Darstellungsmedien wie Mimik und Gestik, Schauspiel, bildnerisches Gestalten aller Art, Tanz, Musik etc. Wenn man nämlich versucht, über Sprache in diesem Kontext etwas Vernünftiges zu sagen, wird man bei einigem Nachdenken der Auffassung zustimmen, eine Besonderheit der Sprache sei es, ein *universelles* Ausdrucks- und Darstellungsmedium zu sein.⁹³ Dabei kann man ‚universell‘ einen ganz präzisen Sinn geben: die Sprache kann, von einem mehr oder weniger engen Bereich aus, der nur durch ‚Abrichtung‘ gelernt werden kann, dazu benutzt werden, ihre eigenen Elemente und Ausdrücke (aller Art: Wörter, Phrasen, Sätze und Satzformen etc.) zu *erklären*. In seiner auf die Ermöglichung ‚augenblicklicher‘ Übersicht abzielenden, verdichtenden Ausdrucksweise hat Wittgenstein diesen Charakter der Sprache in seinem Diktum festgehalten, die Bedeutung eines Ausdrucks sei, was die Erklärung seiner Bedeutung erkläre (vgl. *PU* Abschnitt 560). Da Bedeutungserklärung retrograd auch den auf Abrichtung beruhenden Teil der Sprache weitgehend erfassen kann, erfüllt die Umgangssprache den Begriff eines ‚universellen Mediums‘ so weitgehend wie nur möglich. Wenn man nun diese Eigentümlichkeit der Sprache in Verhältnis setzt zu Eigentümlichkeiten der anderen Ausdrucks- und Darstellungsmedien, entdeckt man, dass die Sprache auch das einzige universelle Medium ist. Die Begründung: man kann in den anderen Medien nur sehr begrenzt mit ihren

⁹² Kant: *Logik* (hrsg. Jaesche) A 130: „Auch ist es nicht genug, dass ein Zweifel nur beantwortet werde; man muss ihn auch *auflösen*, das heißt: begreiflich machen, wie der Skrupel entstanden ist. Geschieht dieses nicht: so wird der Zweifel nur *abgewiesen*, aber nicht *aufgehoben*; – der Same des Zweifels bleibt dann immer noch übrig.“

⁹³ Den Ausdruck >universelles Medium< für die Sprache übernehme ich von dem Logiker Jean van Heijenoort [(>Logic as language and logic as calculus<, *Synthese* vol 17 (1967), 324-330.)], erkläre ihn aber mit Wittgenstein anders.

Ausdrucksmitteln erklären, wenn etwa nicht verstanden wird – um zu erklären, muss man sprechen, sich der Sprache bedienen. Dagegen kann man nicht oder nur sehr begrenzt singen, tanzen, bildnerisch darstellen, schauspielern etc., um es selbst oder Sprachliches *in seiner Bedeutung* zu erklären. Und d. h. die Sprache ist als einziges universelles Medium auch das Medium, das einen *Anspruch auf Universalität* erfüllt. An diesen Universalitätsanspruch der Sprache knüpft sich, so möchte ich vorschlagen, Heinrichs Charakterisierung der Sprache als ‚friedensstiftende Macht *unter den Mächten*‘. Diese Charakterisierung ist natürlich darüber hinaus gehend normativ – will sagen, dass man stets um Frieden bemüht sein *soll*, aber diese normative Forderung hätte ja gar keinen Sinn, wenn es deskriptiv nicht auch Zwietracht, Hass, Streit und Krieg ‚stiftende‘ Sprache gäbe. Diese Erwägung macht in nuce deutlich, wie ‚protestierende‘ Klärung über bloß deskriptive hinausgeht, die sie doch voraussetzt. Und dies Hinausgehen hat auch allen guten Sinn, nur nicht den philosophischen des bloß das Verstehen klärenden.